Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtägen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Die
beiden jungen Frauen.

Eine Familiengeschichte

vom

Verf. der Mahleiche, Aug. Walther, Familie v. Homburg,
Wallmann und seine Familie 2c.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock.
1852.

Erstes Kapitel.

Anna, jetzt Baronin von Suderof, war eine Dame ersten Ranges, umgeben von allem Glanze, den ein begütertes Leben zu geben im Stande ist. Sie bewohnte die Beletage eines der größten und ansehnlichsten Häuser in der Residenz, athmend in der Fülle anmuthiger Schöne und kräftiger Gesundheit, angebetet von einem liebenswürdigen Gatten, den sie aus inniger, wahrer Neigung gewählt hatte, geschätzt und geschmeichelt von der großen Gesellschaft, in der sie sich bewegte, und geliebt, wahrhaft geliebt von Denen, die in engern Kreisen mit ihr zusammen trafen und ihren wahren Werth, ihre Bescheidenheit, ihre einfachen Ansprüche, wie ihre aufopfernde Liebe kennen lernten.

Wer hätte bei diesen Annehmlichkeiten, dieser Bevorzugung vor Tausenden ihres Geschlechts, bei

diesem Ueberflusse, der sie umgab, sie nicht für glücklich und beneidenswerth gehalten, wenn sie am Arme des Gatten in strahlender Schöne in den Salons oder auf Spaziergängen u. s. w erschien?

Und war das beneidenswerthe, an Genügsamkeit so sehr gewöhnte Frauchen denn auch wahrhaft glücklich? — war ihr kindlich einfaches Gemüth zufrieden? —

Woher kam es denn, daß so manche stille Thräne im Geheim die schöne Wange netzte und, indeß ihr mildes Auge dem Gatten lächelte und mit sanfter Hingebung die zärtlichen Liebkosungen erwiderte, ihr Herz oft wehmüthig zusammenschauerte und von bösen Ahnungen gequält wurde?

Es war die trübe Zukunft, die ihr bei allem Ueberflusse dennoch unfehlbar bevorstand.

Nur kurze Zeit hatte Anna ihr Glück ungetrübt genossen, als auch schon ihr helles, umsichtiges Auge den falschen Schimmer der großthuenden, so über alle Begriffe verschwenderischen Tante durchschaut hatte, die, umgeben von Glücksrittern und Schmarotzern, in sorgenlosem Gleichmuth, gegängelt und beherrscht von dem gleißnerischen Hausfreunde, dem listigen Regierungsrathe, der sie, wie ihr

eigener Schatten, fortwährend umgab, in unnütziger Prachtliebe ihrem Untergange entgegen eilte.

Schon war Anna mehrere Male zufällig Zeuge zudringlicher Mahner gewesen, die, des Wiederkommens müde, ernstlich und ohne Rücksicht auf versprochene Zahlung drangen und der gnädigen Tante Dinge sagten, die der zartfühlenden Anna das Blut in die Wangen trieb, von Jener hingegen kalt und schnöde abgewiesen und zu ihrem Geschäftsführer geschickt wurden. Mehr aber noch, als dies, empörte sie der schamlose Leichtsinn der alten Dame, als sie hinterher das Betragen dieser zudringlichen Menschen tölpelhaft und gemein nannte und den strengen Befehl gab, dergleichen Pack nicht vorzulassen, da sie nicht immer gelaunt sei, dergleichen Bagatellen auf der Stelle abzumachen und es dem Regierungsrath gelegentlich schon einfallen würde, nachzusehen und ihnen den Bettel zuzuschicken.

Und von dieser unzarten, leichtfertigen Tante ging die Existenz ihres theuern, harmlosen Gatten aus! — Dieser Gedanke war ihr peinlich und unerträglich; selbst mitten im Ueberflusse — denn die Gnädige gab mit vollen Händen — gähnte

ihr dennoch Mangel und Armuth entgegen; er ließ ihr keine Ruhe und verkümmerte ihr jeden Lebensgenuß.

Aus Delicatesse verschwieg sie dem Gatten, was sie bei seiner Verwandten gehört und gesehen, denn er zeigte eine blinde Liebe für die alte Dame, die, wie er rühmte, so mütterlich an ihm gehandelt und selbst fähig sei, ihm jedes Opfer zu bringen. Sie verbarg ihm den Gram, der an ihrem Innern nagte — hatte er sie, die arme Waise, doch unter so vielen reichen und adeliggeborenen Fräulein zur Gattin gewählt! — sollte sie jetzt so undankbar sein, ihn mit Vorwürfen zu quälen!

„Ach," seufzte Anna, „wie gern entsagt' ich diesem vornehmen zeittödtenden Leben und fügte mich einer beschränkten Zukunft, unter welcher Gestalt sie mir auch erscheinen möchte; aber Karl, der in allen Sitten und Genüssen der vornehmen Welt aufgewachsen, wird er, wenn dieses Scheinglück zusammenbricht und das nackte Elend in seiner wahren Gestalt vor ihn tritt, auch diese Entbehrungen ertragen?"

Dann dachte sie nach, wie sie dem Gatten, ohne ihn zu kränken, die Augen öffnen und auf die prekäre Lage, in der sie lebten, hinweisen wollte; sie wollte ihn auf die Handlungsweise des ränkesüchtigen Regierungsraths hinweisen, der die schwache Tante bevormundete und Alles nach seinem Gefallen einrichtete, während er sich doch gegen ihn das Ansehn eines uneigennützigen, väterlichen Freundes gab. — Doch, so oft sie es sich auch vornahm, wenn der Augenblick eintrat, wo er traulich neben ihr saß, sein liebetrunkenes Auge, in Wonne strahlend, auf ihr ruhte, empörte sich ihr Zartgefühl, ihn aus seinem geträumten Himmel zu reißen; sie vermochte es nicht über die Lippen zu bringen und schob es immer weiter hinaus.

Wohl aber versuchte sie bei vorkommender Gelegenheit, das Gespräch auf den braven Oberförster zu bringen und auf die schonendste Weise dem Gatten seine väterlichen Ermahnungen in's Gedächtniß zurückzurufen und in warmer, hochherziger Begeisterung ein Stillleben zu schildern, wie sie es sich in ihrer Phantasie in dem Besitz eines eignen Heerdes oft geträumt, wo der Mann schafft und wirkt, und die Frau in dankbarer Anerkennung

dagegen für die Pflege des Gatten sorgt und mit Liebe und Eifer ihr Hauswesen ordnet. —

Mit Entzücken hatte der zärtliche Gatte ihr dann zugehört, auch versichert, daß ein einfaches Gericht, von ihrer Hand bereitet, ihm auch weit besser schmecken würde, als die künstlich bereiteten Speisen und Leckerbissen des französischen Kochs; daß die gute Tante sie Beide doch aber gar zu gern an ihrer Tafel sähe und man ihr diese Freude nicht verkümmern müsse.

Damit war das Gespräch über diesen Gegenstand für diesmal abgebrochen und die Prunkgelage und Gastmähle hatten vor wie nach ihren Fortgang, bei denen sie durchaus nicht fehlen durften und wobei Anna, so sehr man sie auch auszeichnete, sich dennoch sehr langweilte, da ihr sanfter weiblicher Sinn sich nach geistigern Genüssen sehnte, von denen hier keine Rede war, außer wenn Concerte gegeben wurden, bei denen sie auf inständige Bitte des Gatten eine Mitwirkende war und ihre schöne, sanfte, melodische Stimme allgemeine Bewunderung erregte. —

Anna's Kummer zu vermehren, hatte sie bemerkt, wie dort oft hohes Spiel getrieben wurde und ihr

argloser Gatte, von diesen routinirten Spielern überflügelt, oft große Summen verlor, was er freilich nicht eingestand, ihn aber in trübe Laune versetzte, mitunter auch reizte, sein Glück zu forciren und den Einsatz zu verdoppeln.

Einst saß Anna recht trübe gestimmt in ihrem entfernt liegenden Boudoir. Den Kopf auf die Rechte gestützt, hielt sie einen Brief in der Hand, mit dessen Lesen sie gar nicht zu Ende kommen konnte. Es war schwer zu entscheiden, ob sie die Handschrift nicht lesen oder den Inhalt nicht verstehen konnte; denn bei jeder Zeile sank die Hand lässig in den Schoß, ihre Augen schlossen sich und sie lehnte zurück in den Divan, als brauche sie Zeit zum Nachdenken über das Gelesene. Als sich Anna wieder aufrichtete, seufzte sie tief, über ihren Augen lag ein Thränenschleier, noch einmal übersah sie das Schreiben, dann legte sie es langsam zusammen, drückte es an ihre Lippen und war eben im Begriff, es in ihrem Busen zu verbergen, als eine sonore Stimme sich hören ließ.

Es war ihr Gatte, der, vom Lever der Tante kommend, sich der Gattin unbemerkt genähert hatte, nachdem er sie in ihrem Zimmer nicht gefunden,

und seine Hand liebkosend auf ihren Kopf legend, halb verwundert, halb neugierig fragte:

„Ei, Anna, noch so in tiefem Negligé, Du bist doch wohl?"

Anna sah auf, wie Eine, die, in der Vergangenheit verloren, von der Gegenwart nichts wahrnimmt. Sie hatte es nicht bemerkt, daß er schon seit einigen Minuten hereingekommen und sie beobachtet hatte. Ihr Auge schwamm in Thränen, die sie dem theuren Manne zu verbergen suchte, was ihr aber nicht ganz gelingen wollte.

Der Baron ergriff wehmüthig ihre Hand, und sie fest zwischen den seinigen haltend, sah er ihr nachdenklich in's Gesicht und sagte dann hastig:

„Anna, Du hast geweint — was soll ich davon denken? — vertrauest Du dem Gatten nicht mehr? — Sag' mir, wo waren Deine Gedanken...?"

„Meine Gedanken galten Dir, Karl!" fiel Anna, durch Thränen lächelnd zu ihm aufsehend, ein, und ihn neben sich auf das Sopha ziehend, sagte sie weich, „hast Du wohl daran gedacht, was heute für ein Tag ist?"

„Wohl hab' ich das, mein süßes Leben! erwiderte er gerührt; heute ist's ein Jahr, als Du die

Meine wurdest, und um diesen Tag, der mich zum glücklichsten aller Erdensöhne machte, würdig zu begehen, hat die gute Tante ein Fest veranstaltet, womit sie Dich am Abend überraschen wird. — Ich sollte freilich nichts verrathen, da es Dir ein Geheimniß bleiben sollte. Doch nun," forschte er, den Arm um ihren Nacken legend, „sage mir, Anna, woher Deine trübe Stimmung? — galt sie dem Andenken dieses Tages?"

Anna reichte ihm stillschweigend das eben gelesene Schreiben. Es war von dem biedern Oberförster; überströmend von väterlicher Liebe und Anhänglichkeit, erwähnte er des heutigen Tages, wo er Anna seiner väterlichen Obhut entlassen, mit tiefem Gefühl. Er freuete sich ihres ehelichen Glücks, das ihm Anna so enthusiastisch geschildert hatte. — Am Schlusse frägt er an, ob er denn nun auch bald der Nachricht entgegensehen dürfe, daß ihr Gatte endlich ein Amt bekleide, wodurch sie ihm besonders erst eine große Freude machen würde und das ja doch, wenn es ihres Gatten ernster Wille gewesen und er die rechten Schritte gethan, sich unmöglich hätte so verzögern können.

Die Stirn des jungen Ehemannes verdüsterte

sich etwas — es schien, als könne er mit dem Lesen des Briefes auch gar nicht zu Ende kommen. Er, dem Alles so sorglos entgegen kam, der nie Mangel gelitten, ihm gelüstete durchaus nicht, sich in das praktische Gewebe des Lebens verflochten zu sehen — und doch hatte er sein heiliges Wort gegeben — er ward verlegen und zögerte, etwas zu sagen. —

„Ob ich dem guten Oheim diese Freude je schaffen werde?“ fragte Anna, sich dem Gatten zärtlich anschwiegend, mit sanfter aber kleinlauter Stimme.

„Gewiß, gewiß!“ rief der Baron hastig, „noch heute geh ich zu dem Minister, ich will es ihm dringend ans Herz legen. Ich hätte es längst gethan, aber es ist ja nun einmal eine Marotte der guten Tante, da alle häuslichen Angelegenheiten und Sorgen völlig außerhalb ihres Ideenkreises liegen, ihren Neffen nicht abhängig von Dienstgeschäften zu wissen.“

Anna dankte dem Gatten für sein Versprechen, das er auch auf der Stelle ausführte und mit recht glücklicher Aussicht auf baldige Gewährung nach

einigen Stunden heimkehrte. — Mit Freuden erfüllte sie nun auch die Bitte, die er ihr so liebevoll vortrug: doch am Abend in ihrem ganzen Brautschmucke in der Gesellschaft zu erscheinen, warum die Gnädige so gebeten hatte und wodurch sie ihr eine große Freude bereiten würde.

Zweites Kapitel.

Wieder waren einige Monate vergangen, und noch immer hatte sich in der Lage der bekümmerten Anna nichts geändert. Die bornirte alte Dame, obgleich sie jetzt kränkelte, hatte nichts in ihrer verschwenderischen Lebensweise ausgesetzt und so schwach und hinfällig sie oft war, wohnte sie dennoch der Gesellschaft bei, bis sie dann matt und erschöpft fortgeführt und zu Bett gebracht wurde, worauf dann das Gelage ungehindert und um so ungenirter beim Spieltische zu Ende gebracht wurde. Anna hatte sich, so oft es nur möglich war, unter mancherlei Vorwande davon zurückgehalten, so auch heute, wo ein großes Diner gegeben wurde.

Sie saß bei einer Handarbeit, als leise, dann stärker an die Thür geklopft wurde. Anna, die eben nicht in der Laune war, Besuche anzunehmen, war gerade im Begriff, sich in ein Nebenzimmer zu

begeben, als die Thür hastig aufgerissen wurde und eiu baumstarker Mann von nicht gar noblem Ansehen in's Zimmer trat, und kurzweg grüßend, sich kerzengrade ihr gegenüber stellte und im tiefsten Baß also sprach:

„Es thut mir leid, wenn ich störe, Frau Baronin, oder wie Sie sonst titulirt werden — aber ich bin es satt und müde, mich von der alten Dame, die sich Ihre Frau-Tante nennt, so mir nichts, dir nichts, bei der Nase herumziehen zu lassen.“ Dies sagend, stieß er mit dem Bambusrohr ärgerlich auf den Fußboden und fuhr dann fort, indem er sich neugierig im Zimmer umher sah. „Ich komme zu fragen, von wem ich die Zahlung für die Meublements, die ich hierher geliefert, endlich einmal in Empfang zu nehmen habe? — Ich bin ein Geschäftsmann, der sein Geld braucht und nicht so reich, um einige Tausend Thaler ohne Nutzen aus dem Geschäft zu ziehen.“

Wie von einem electrischen Schlage berührt, stand Anna bleich und sprachlos da und starrte den rücksichtslosen Eindringling an. Sie konnte keine Worte finden; sie fühlte den Boden unter ihren Füßen wanken und mußte die Lehne des

Stuhls ergreifen, um sich aufrecht zu halten, denn sie fühlte sich dem Umsinken nahe.

Schönheit mit Unschuld gepaart üben eine große Kraft, selbst über ein rohes Gemüth. Der stechende, durchbohrende Blick des derben Mannes wich dem Anfluge von Verlegenheit; er hüstelte, suchte in den Taschen, zog eine Dose hervor, drehte sie zwischen den harten Händen, ohne sie jedoch zu öffnen und sagte in gemildertem Tone:

„Nichts für ungut! — Ich sehe, ich thue Ihnen weh, Frau Baronin, und das war gerade meine Absicht nicht; aber die Galle überläuft einem ehrlichen Manne, wenn man sich so wie Schuhdreck unter den Sohlen von einem aufgeblasenen Nichtsthuer, wie der sogenannte Herr Regierungsrath, behandelt sieht, wenn man sein sauer verdientes Guthaben endlich fordert, nachdem man lange genug geborgt hat und höflich aber ernst auf Zahlung dringt."

„Es thut mir herzlich leid, lieber Meister," nahm Anna endlich mit zitternder Stimme das Wort, „wenn ich die unschuldige Ursache dieses Ihres Verdrusses sein sollte . . ."

„Dem ist abzuhelfen, Frau Baronin," unter-

brach sie der Meister, „wie ich sehe, sind Sie wirklich in dem Besitz der Möbles, und diese also als Ihr Eigenthum zu betrachten. — Und ich denke, wie ich Sie da sehe, kann man schon auf Ihr ehrliches Gesicht bauen, und bin ich gern erbötig, Ihnen eine beliebige Frist zu stellen, sobald Sie mich durch einen eigenhändig geschriebenen Schuldschein sicher gestellt haben und ich mit jenen brüsken Menschen nichts mehr zu thun habe, die mir mit allerhand Ausflüchten und Winkelzügen in die Quere kommen."

„Ich danke für Ihr Vertrauen, lieber Meister," erwiderte die Gedrängte, im Innersten bewegt, „und gern, glauben Sie mir, würd' ich Ihren Vorschlag annehmen, müßt' ich nicht befürchten, meinen Gatten zu beleidigen, der der Neffe der alten Dame ist, wollte ich mich unbefugter Weise in Angelegenheiten mischen, mit denen ich noch zu wenig bekannt bin, da wir erst kurze Zeit verheirathet sind; doch dürfen Sie ganz ruhig sein, ich werde mit meinem Gemahl Rücksprache nehmen und Sie können sicher sein, Ihre Zahlung zu erhalten."

Der Meister ging ohne Widerspruch auf das Versprechen der schönen Frau ein, bat noch ein=

mal um Entschuldigung, wenn er gestört habe, und war wie völlig umgewandelt in Sprache und Manier.

Sobald die Thür sich hinter dem ernsten Mahner geschlossen hatte, sank Anna, in Schmerz aufgelöst, in den Sopha und verbarg ihr Gesicht, als schäme sie sich vor sich selbst, mit beiden Händen. Was sie bis jetzt geahnt, es war zur Wirklichkeit geworden! — Sie dünkte sich eine Bettlerin mitten unter dieser Pracht und Herrlichkeit, die sie umgab. Ihr von zartester Jugend an Rechtlichkeit gewöhntes Herz drohte im Busen zerspringen zu wollen. Die Worte des redlichen Oberförsters, die sie einst belächelte: „Nur, was der Mensch an Kenntnissen in sich trägt und ihm unter jedem Himmelsstriche, unter jedem Verhältnisse bleibt, bestimmen seinen Werth, alles Andere ist Larifari und auf lockern, unsichern Boden gebaut,“ — diese Worte, so schroff sie ihr auch damals geschienen und wie sie solche damals belächelt hatte, sie standen jetzt wie mit Flammenschrift vor ihrem innern Auge.

Sie schauerte in sich zusammen, jetzt in die traurige Nothwendigkeit versetzt zu sein, sie dem

geliebten Gatten schonungslos in's Gedächtniß zurückrufen zu müssen.

Sie weinte — weinte Thränen der Wehmuth, wie sie nur Engel weinen bei der Verirrung eines geliebten Sterblichen, der sich gewaltsam ihrer Obhut entzieht! — denn hatte ihr Karl den weisen Ermahnungen des redlichen Oheims, hatte er selbst ihren Bitten und seinen Versprechungen Folge geleistet?" —

In diesem Augenblicke, wo sie das Loos des verblendeten, aber dennoch über Alles geliebten Gatten beweinte, überraschte sie der Baron und drängte, erschrocken über ihr Aussehen, in sie, die Ursache ihrer Thränen, ihrer Aufregung zu erfahren. Anna wollte ihn schonen, wollte ausweichen, die Thränen zurückhalten — doch unwillkührlich stürzten sie unter seinen Liebkosungen immer heftiger hervor.

„O Karl, geliebter Karl!" rief sie weich, sich ihm zärtlich anschmiegend, „zweifelst Du auch nicht an meiner Liebe, wenn ich gezwungen bin, Dir Etwas zu sagen, wobei selbst mein Herz blutet, was aber zu verschweigen die Ehre mir verbietet?"

„Was kann das sein — o sprich, geliebtes We-

sen!" — bat der Baron, sich zu ihr setzend, und nun erzählte Anna unter Absätzen, was ihr begegnet und was ihr Zartgefühl so sehr verletzt hatte.

Der Baron erbleichte zusehends; doch Fassung erzwingend, suchte er die geliebte Gattin zu beruhigen. Er versprach, noch heute mit der Tante darüber zu reden. — Er trocknete ihre Wangen mit seinen heißen Küssen und war unerschöpflich in süßen, zärtlichen Worten.

„Glaube mir, süße Anna, daran ist bloß der nachlässige Regierungsrath, ihr Geschäftsführer, schuld; der zu saumselig ist, die Revenuen der weitläufigen Besitzungen unserer Tante mit gehöriger Strenge einzutreiben, und die selbst zu nachsichtig und zu schwach ist, um ihn zu beaufsichtigen . . ."

„Erlaubst Du mir eine Frage, lieber Karl?" unterbrach ihn Anna mit gewinnender Freundlichkeit.

„Wie magst Du nur so fragen, meine theure Anna!"

„Dann sage mir, mein guter Karl, warum dieser fremde Mann zwischen Dir und der Tante fortwährend steht, da Du doch gewiß fähig bist, diesem Geschäfte vorzustehen und da es doch in Dei-

nem eigenen Interesse ist, wie solches verwaltet wird?"

„Ich habe auch schon daran gedacht, Anna, und sobald die Tante wieder hergestellt ist, will ich ernstlich mit ihr darüber reden," erwiderte der Baron ausweichend. „Ich hätte es auch schon früher gethan, wenn ich nicht gefürchtet, daß es von meiner Seite undankbar geschienen hätte, da dieser Mann, als ich noch unfähig dazu war, der Tante immer rathend zur Seite stand, die Correspondenz führte, während ich auf der Universität und nachher auf Reisen war, auch immer väterlich für mich sorgte, da ich es noch nicht im Stande war."

Gern hätte Anna hinzugefügt, daß sie diesem Mann, so scheinheilig er auch thue, dennoch nicht traue und seine Handlungsweise durchaus nicht billige, doch, nach dem was sie jetzt gehört, ließ es ihr Zartgefühl nicht zu, diesen Mann zu verdächtigen und sie erlaubte sich bloß zu sagen:

„Dann laß uns doch aber Einschränkungen in unsern Ausgaben machen, lieber Karl, damit wir die Kasse der Tante weniger in Anspruch nehmen, bedenke . . ."

„Warum die Tante kränken, liebe Anna," fiel

der Baron der Gattin in die Rede, „und das würde ich, wollte ich in pecuniärer Hinsicht eine Reform vornehmen. — Sie sucht ihren Stolz darin, ihrem Neffen diese Stellung geltend machen zu lassen, zu der ihn seine Geburt und ihr Reichthum berechtigen. Wohl ist es eine Schwäche von ihr, jedoch eine sehr verzeihliche Schwäche, zumal sie in frühern Jahren Hofdame war und ihr diese Genüsse zur zweiten Natur geworden sind. Verlangst Du nun, liebe Anna," schloß er, merklich gereizt, „daß ich, ihr Erbe, der ihr so viel verdankt, jetzt, da ihre Lebenskräfte merklich schwinden, sie einschränke oder wohl gar bevormunde? — Sprich, meine Anna, verlangst Du das . . ."

„Ach Gott, nein, ich verlange ja nichts, was die Tante kränken könnte!" seufzte das arme Weib; „ich bin gern mit Allem zufrieden, wie die gute Tante ihre Einrichtungen trifft; nur," setzte sie seufzend hinzu, „nur sichere mich vor der Zudringlichkeit heftiger Gläubiger."

„Sei gewiß, Anna, noch heute spreche ich mit dem Regierungsrath, ich werde ihm die Folgen seiner Vernachlässigung vorwerfen und gewiß, er wird suchen, seinen Fehler durch pünktlichere Er-

füllung seiner übernommenen Pflicht wieder gutzumachen. — Und nun, meine theure Anna, vergiß den unangenehmen Vorfall — verbanne jede Sorge, die Dir Kummer bringt und sei wieder, wie früher, mein herziges, frohes Weibchen!"

Dies sagend, schloß er sie in seine Arme und war, wie immer, der zärtlichste, liebevollste Gatte.

Diese Stimmung benutzte Anna, die sich noch immer nicht beruhigen konnte, den Gatten an sein ihr gegebenes Wort zu mahnen. Durch Thränen lächelnd zu ihm aufsehend, schloß sie mit sanfter, gewinnender Stimme:

„O Karl, gewiß, ich liebe Dich heißer, inniger denn je! Denn wisse, unter meinem Herzen spricht eine Stimme für Dich," und das erglühte Antlitz an seinem Busen bergend, hauchte sie leise, „o mein Karl, gönne nun auch der Mutter den süßen Stolz, in Dir den starken, edlen Gatten, den selbstständigen Familienvater achten und schätzen zu lernen! — Ein zartes, noch ungekanntes Wesen fleht durch mich, seine Fürsprecherin — es hat ein heiliges Recht auf Deine Liebe!"

Ein seliges, noch nie gekanntes Entzücken malte sich bei diesem Geständnisse der geliebten Gattin

in den Zügen des Barons. Lange hielt er das geliebte Weib, das ihm nun doppelt theuer war, in seinen Armen; er überhäufte sie mit Liebkosungen und küßte die noch immer hervorquellenden Thränen von ihren Wangen.

„Noch heute, noch in dieser Stunde, Du mein theures Leben, geh' ich zu dem Minister und wiederhole meine Bitte. Er wird, er muß mich hören, denn jetzt führt eine heilige Stimme das Wort und Deine Wünsche sind mir jetzt unerläßliche Befehle!"

Hierdurch zufrieden gestellt, gab das bescheidene Weib sich nun wieder der süßen Hoffnung hin, es werde sich nun Alles nach Wunsche gestalten, und war nur darauf bedacht, das Dasein des Gatten durch innige Liebe und die zarteste Aufmerksamkeit zu verschönen. Auch schien es, als ob die Gläubiger befriedigt wären, wenigstens blieb sie von der Zudringlichkeit mahnender Quälgeister befreit.

Die gnädige Tante, hoch erfreut über die Aussicht, nun bald Großtante zu werden, machte der lieblichen Nichte die ansehnlichsten Geschenke, die Anna, ohne die Verschwenderin empfindlich zu kränken, so entbehrlich sie ihr auch waren, dennoch

freundlich annehmen mußte, obschon sie sich auch nicht im Geringsten darüber freute; denn mochte sie auch noch so sehr dagegen ankämpfen, dennoch konnte sie sich der schweren Ahnung nicht entwehren, daß ihr noch eine trübe Zukunft vorbehalten sei; ja, einst überkam dem sanften, zaghaften Wesen sogar der Gedanke: wie, wenn mit den Entbehrungen auch dereinst die Reue bei ihrem Gatten eintreten könnte, ein armes, unvermögendes Mädchen gewählt zu haben, und dieser Gedanke überwog jedes andere bisher empfundene Gefühl und machte ihr Herz erbeben.

„O Du mein lieber Gott!" rief sie, das feuchte Auge dem Himmel zuwendend, „erhalte mir nur seine Liebe!" und die zarten Hände wie zum Gebet gefaltet, setzte sie wehmüthig hinzu, „still ergeben unterwerf' ich mich jedem Geschick ohne Murren, bleibt mir nur die Liebe meines theuren Gatten!"

Der Baron ahnte nichts von dem, was die Seele seines armen Weibes quälte, denn er liebte sie wahrhaft und beständig. — Seine Anna war ihm die Schönste unter den Schönen; ja, täglich

glaubte er neue Vollkommenheiten an ihr zu erkennen — sie war ihm das Ideal weiblicher Wesen!

Die junge Baronin entzog sich allmälig, ihren Zustand vorschützend, den Gastmählen und Soirées, die in dem Salon der Tante stattfanden und brachte diese Stunden des Alleinseins in der Gesellschaft ihrer liebenswürdigen Wirthin zu.

Madame Dubien war eine reiche Wittwe, führte außer einem der ansehnlichsten Bijouterie- und Quincallerie-Lager, auch ein sehr großes Putz- und Modewaaren-Lager, worin sie mehr denn dreißig junge Mädchen beschäftigte. Auch fand man daselbst ein nicht unbedeutendes Wechsel-Comptoir, worin täglich große Summen umgesetzt wurden.

Anfangs hatte der Vortheil, den diese im merkantilischen Fache lebende und webende Frau durch die schöne Baronin genoß, sie dieser geneigt gemacht, denn die schöne Anna war den Damen der Residenz eine gar imponirende Erscheinung; was sie trug, wie sie sich kleidete, das war an der Tagesordnung. Erschien die schöne Baronin heute im Concert mit einem neuen Kopfputz, oder an einem öffentlichen Orte mit einem neuen Shawl, so wußte Madame Dubien bestimmt, schon am andern

Morgen fuhr eine Equipage nach der andern vor und die Damen bezahlten mit schwerem Gelde einen gleichen Shawl, oder machten Bestellung auf eine gleiche Coiffüre.

Die bescheidene, anspruchlose Anna belächelte diese Thorheit, freute sich aber des Gewinns ihrer freundlichen und gefälligen Wirthin und weilte oft mit vielem Vergnügen in dem Salon der geschäftigen Mädchen, ihren neuen Schöpfungen mit Wohlgefallen zusehend.

Von jeher hatte Anna ein ganz eignes Talent zu weiblichen Handarbeiten gezeigt; hier nun bildete sich dasselbe, durch einen sonderbaren Zufall geweckt, zur wirklichen Meisterschaft aus.

Mademoiselle Laroche, die Directrice dieses ansehnlichen Instituts, erkrankte plötzlich, und Madame Dubien sah sich dadurch in eine sehr unangenehme und verdrießliche Lage versetzt. — Der freundlichen und theilnehmenden Baronin ihre Noth zu klagen, trat sie eines Morgens in ihr Zimmer.

Anna, die ihr höflich entgegen kam, bemerkte sofort in den Zügen dieser sonst so sanften Frau eine auffallende Veränderung, die auf etwas sehr

Unangenehmes schließen ließ, und fragte theilnehmend nach der Ursache ihres trüben Aussehens.

„Ach, ich weiß nicht aus noch ein, liebe Baronin,“ erwiderte Madame Dubien höchst verstimmt: „denken Sie sich in meine Lage, so eben erklärt mir der Arzt, daß der Zustand der armen Laroche, den wir anfangs für eine leicht vorübergehende Unpäßlichkeit hielten, jetzt einen wirklich bedrohlichen Charakter anzunehmen scheine, der, wenn auch gerade nicht lebensgefährlich, sie doch wahrscheinlich mehrere Wochen zur Arbeit durchaus untauglich mache. — Nun denken Sie sich in meine Lage — Weihnachten ist vor der Thür — die ersten Notabilitäten und Honoratioren haben ihre Bestellungen bereits gemacht, die ich nun nicht allein nicht ausführen kann und nicht nur zurückgeben muß, sondern wodurch ich meinem Geschäfte auch ein großes Dementi gebe.“

„Fassen Sie Muth, liebe Freundin, vielleicht ist es nicht so schlimm, wie der Arzt sagt; die Laroche hat eine kräftige Natur,“ fiel Anna tröstend ein, „und sollte es ja, so wird doch auch Rath zu schaffen sein.“

„Ich wüßte keinen!“ entgegnete muthlos Ma-

dame Dubien; „selbst die Geschickteste unter den vielen Arbeiterinnen bedarf der Anweisung, soll etwas Gescheidtes aus ihrer Hand hervorgehen."

Durch ihre natürliche Gutmüthigkeit angeregt, sann Anna hin und her, wie der bedrängten Frau zu helfen sei, und meinte endlich, wenn ihre Kenntniß nur ausreichte, wollte sie gern und mit Vergnügen die Stelle der Kranken einstweilen übernehmen.

„Wär's möglich! — Sie, liebe Baronin," lächelte ungläubig Madame Dubien, „Sie wollten . . .?"

„Und warum sollt' ich nicht! — Gewiß, es machte mir Spaß, mein Talent einmal herausfordern zu können, insofern die jungen Demoisells sich meiner Leitung unterwerfen wollten . . ."

„Sie wollten wirklich so gütig, so menschenfreundlich sein!" rief Madame Dubien entzückt; „wie würden die Mädchen sich freuen und wie würde ihnen die Arbeit unter Ihrer Anweisung von Händen gehen; denn schon immer bewunderten sie Ihren Geschmack. — Aber, ach nein, es kann ja doch nicht sein, selbst wenn Sie wollten, liebe, gnädige Frau," setzte sie kleinlaut hinzu,

„denn würde Ihr Herr Gemahl es je zugeben, daß Sie . . .“

— „sich einmal nützlich macht und ihrer freundlichen Wirthin in ihrer Verlegenheit beisteht!“ fiel Anna lächelnd ein; „halten Sie ihn denn so ungefällig?“

„Das nicht,“ erwiderte Madame Dubien; „der Herr Baron ist ein lieber, freundlicher Herr; aber . . .“

„Kein Aber, liebe Frau; mein guter Mann wird nichts dagegen haben, sobald er hört, daß es mir Vergnügen macht und ich Ihnen gefällig sein kann!“ und Madame Dubien freundlich die Hand reichend, sagte sie weich: „Vielleicht kömmt auch einmal die Zeit, wo ich Ihre Hülfe in Anspruch nehme.“

„O möchte sie bald kommen, diese Zeit, wo ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen kann!“ sagte Madame Dubien, durchdrungen von dem Edelmuth der jungen Baronin; und von dieser Stunde an war diese reiche, obgleich bürgerliche Frau der geheime Schutzgeist unserer bescheidenen, liebenswürdigen Anna.

Längst schon hatte diese kluge, umsichtige Frau

die prekäre Lage durchschaut, in welcher der Neffe zu der verschwenderischen Tante stand, sie hatte die junge, schöne Frau bedauert und im Stillen gewünscht, Etwas zu ihrem Glücke beitragen zu können. Sie hatte Bekanntschaften unter den höchsten Notabilitäten und war selbst in manche Mysterien eingeweiht, wovon Niemand etwas ahnte. Sie war klug und verschwiegen, und besaß die Achtung und das Vertrauen Vornehmer und Geringer. Sie kannte auch den Regierungsrath, und zwar nicht von der besten Seite; ihr Hauptaugenmerk war längst auf diesen Tartüffe gerichtet, der seine ränkevollen Machinationen im Geheimen trieb, während er öffentlich sich das Ansehen eines redlichen Mannes zu geben verstand und auf Kosten des alten bethörten Fräuleins lebte. Inwiefern es ihr gelang, dem Scheinheiligen die lang getragene Maske abzunehmen, und ihn in seiner wahren, nackten und verworfenen Gestalt darzustellen, wird die Folge ausweisen.

Wohl hatte, wie Madame Dubien vermuthet, die gute Anna erst mit Hindernissen zu kämpfen, bevor sie die Einwürfe und Bedenklichkeiten besiegte und die Einwilligung ihres Gemahls erhielt;

doch was ist einer liebenden und geliebten Gattin nicht möglich, sobald es ihr ernster Wille ist, einen gefälligen Gatten zu überreden und für ihren Willen zu stimmen. Zudem geschah es von Seiten Anna's nur bedingungsweise und mit der Zusage: daß es den Herrn Gemahl auf keine Weise geniren, noch in den Arrangements seines täglichen Verkehrs mit der Tante stören solle.

Der Baron fügte sich demnach ihrem Wunsche, jedoch unter dem Bemerken, daß sich ihre Hülfe nicht außer dem Bereiche des Arbeitslocals erstrecke und ihre Person nie in den Verkaufslocalen sichtbar werde, was Anna auch von Herzen gern zusagte, da es mit ihrem Willen übereinkam. —

Somit trat Anna schon am Morgen mit Lust und Liebe ihr neues Amt an. Ihre erste Beschäftigung war, die vielen müssigen Hände der Arbeiterinnen, deren Fähigkeiten ihr bereits einzeln bekannt waren, in Thätigkeit zu setzen; dann machte es ihr ein ganz besonderes Vergnügen, zurückgesetzte Ladenhüter durch eine beliebige Veränderung, etwa einer neuen Garnirung, eines andern modernen Bandes u. s. w. herauszuputzen und ihnen ein neues Ansehen zu geben; ja, oft gelang es ihr, nur durch

Berührung ihrer kunstfertigen Hand einem Häubchen oder einem Bouquet ein anderes Façon zu geben, um demnächst Bewunderer und Käufer zu finden; wodurch sie Madame Dubien große Vortheile schaffte, da sie ihre Kunden nicht allein befriedigen, sondern auch Manches zu Gelde machen konnte, was sie als verloren längst zurückgesetzt hatte. —

Mademoiselle Laroche genas und die junge Baronin zog sich wieder zurück in ihre Sphäre. — Doch hatte das Bewußtsein ihrer Leistung den Trieb, sich nützlich zu machen, noch mehr in ihr geweckt und den lange gehegten Wunsch, sich durch Fleiß ein kleines Nadelgeld zu schaffen, noch mehr angefeuert, da es der Genügsamen, bei allem scheinbaren Ueberflusse, doch schon an Manchem gemangelt hatte, und ihr Zartgefühl es nicht zuließ, ihren Gatten um Etwas anzugehen, was er ihr nicht freiwillig gab und was seiner Einsicht entging, die nur auf Aeußeres, nicht aber auf Inneres und Nothwendiges gerichtet war.

Als daher Madame Dubien eines Nachmittags kam, um der Baronin ihren innigsten Dank zu sagen, und auf die zarteste Weise ihr einen kost-

baren türkischen Shawl als ein kleines Andenken einhändigte, wies sie diesen artig aber bestimmt zurück; bat dagegen um die Begünstigung, einige kleine Handarbeiten, die sie früher als Zeitvertreib verfertigt und noch fertigen werde, in ihrem Laden aufzustellen und zu verkaufen, da sie nicht damit wohin wisse.

Madame Dubien ging nicht allein gern auf diesen Vorschlag ein, sondern nahm es sich auch vor, ihr oft Gelegenheit an die Hand zu geben, Etwas zu unternehmen, wobei ihr Fleiß belohnt und ein Ansehnliches gewonnen würde.

Mit großem Eifer ging Anna nun an die Arbeit, die ihr recht von Statten ging. Bald hatte Madame Dubien ein kleines Sortiment recht allerliebster Sächelchen in ihrem Besitz, die sie nach ihrem Ermessen verkaufen und den Preis dafür feststellen konnte.

Manche Dame, mit der die schöne Baronin am Abend zusammen kam, ahnte wohl nicht, daß die schöne Coiffüre, womit sie sich brüstete, und die sie am Morgen, als Pariser Modell, von Madame Dubien gekauft, ihr Machwerk war und der Erlös dafür in ihre Casse floß. —

Der Baron ahnte von dem Allen nichts; er glaubte, die fleißige Frau arbeite für ihren eignen Bedarf, und schmollte oft, daß Anna sich so abquälte. Er meinte, dergleichen Sachen wären doch bei Madame Dubien in großer Auswahl zu haben warum sie nicht, wie andere Damen, darunter wählte.

Anna pflegte dann zu sagen, sie habe ihren eignen Geschmack und wisse am besten, was ihr kleide.

Der Baron lächelte dazu und glaubte ihren Worten. Er ließ sie still gewähren und Anna freute sich heimlich ihres kleinen Betrugs, indeß ihr Seckel sich von Tag zu Tag immer mehr füllte.

Drittes Kapitel.

Der strenge, anhaltende Winter war vorüber; die Eisdecken geschmolzen und die ersten Schneeglöckchen trieben kräftig hervor. Die Strahlen der erwärmenden Sonne näherten sich allmälig der Erde, die stille Natur belebend zu neuer, reger Freude.

Da genas die schöne Anna leicht und glücklich eines wunderholden Knäbleins und ließ dem überglücklichen Gatten nun nichts mehr zu wünschen übrig. — Er wich und wankte in den ersten Tagen nicht von Anna's Bett, das liebliche Knäbchen kam fast nicht aus seinen Händen und wenn es schlief, konnte der ungeduldige Papa den Augenblick kaum erwarten, wo es die schönen tiefblauen Aeuglein wieder aufthat und das kleine Kirschmäulchen ungeduldig umher schnupperte, den Segensquell zu finden, den ihm die zärtliche Mutterliebe selbst reichte.

Jetzt ging das Versprechen der guten Madame Dubien, der jungen Baronin auch einmal Hülfe zu leisten, in vollem Maße in Erfüllung. — Was eine liebevolle, sorgsame Mutter der geliebten Tochter ist, das war sie der jungen Wöchnerin. Alles, was sie genoß, ward von ihr bereitet oder ging durch ihre Hände zu ihrem Munde. — Niemand durfte zu ihr, bevor er sich nicht bei ihr gemeldet und die strengsten Verhaltungsregeln von ihr empfangen hatte.

„Ich habe es übernommen, für die junge, unerfahrene Frau Sorge zu tragen," pflegte sie sich gegen Besuchende zu entschuldigen, „und muß mich vor Verantwortung zu sichern suchen."

Das Knäbchen gedieh unter der Pflege der guten Madame Dubien zusehends. Es ward von der Großtante über die Taufe gehalten, die durchaus darauf bestand, dieser heiligen Handlung eine große Festivität folgen zu lassen, wozu alle Freunde geladen wurden und die mit großem Glanze vollzogen wurde, was dem eitlen Neffen sehr schmeichelte, die bescheidene Nichte aber durchaus nicht freute.

Der Oberförster, der auch dazu eingeladen war und die zweite Pathenstelle vertreten sollte, ent-

schuldigte sich, Dienstverhältnisse halber nicht in Person erscheinen zu können. Er bat den Baron, die heilige Handlung an seiner Statt zu übernehmen und dem herzigen Jungen den Namen Gustav zu geben. — Die Oberförsterin grüßte viel tausendmal und bat ihren lieben Karl, ihren Schützling, seinem lieben Weibchen, der guten Anna, ein Dutzend Küsse auf's süße Mäulchen zu drücken und ihr beikommendes Kinderzeug für den lieben Ankömmling einzuhändigen.

Anna verschwieg ihrem Gatten den Kummer, den das Nichterscheinen ihres theuren Oheims ihr verursachte; denn wohl ahnte sie die Ursache davon. — Sie kannte den eisernen Willen dieses Biedermannes. — Er hatte es sich einst gelobt, nicht eher die Schwelle des Barons zu überschreiten, bevor er nicht sein ihm gegebenes Wort gelöst und durch Fleiß und Anstrengung sich eine selbstständige Existenz geschaffen hätte — und sie wußte, daß er sein Wort hielt. —

Zwei Monate nach ihrer Niederkunft trat Anna mit dem kleinen Oscar — diesen Namen hatte ihm die Großtante gegeben — wie die Madonna mit dem Knäblein im Arme, bei Madame Dubien ein,

ihr zu danken für die mütterliche Liebe und Sorgfalt, mit der sie ihr, der Unerfahrenen und Alleinstehenden, in dieser gewichtigen Zeit beigestanden und sie selbst mit Aufopferung ihrer eignen Ruhe gepflegt und gehütet hatte.

Den Dank ablehnend, ruhte der Blick der edlen Frau lange und mit Wehmuth auf dieser anmuthig lieblichen Erscheinung; denn gleichsam als habe der Geist himmlischer Liebe und Milde die junge Mutter in seiner ganzen Fülle und Reinheit ergriffen, stand sie da in verklärter Schöne, lächelnd wie ein seliger Engel.

Lange standen beide Frauen einander gegenüber — eine in der andern Anblick verloren. — Beide stumm, indeß ihr Herz überfloß von tiefen und heiligen Gefühlen. Madame Dubien nahm das zarte Engelskind aus Anna's Armen, und es wehmüthig-zärtlich an ihre Brust drückend, gelobte sie sich still, dieser süßen Unschuld eine treue, mütterliche Beschützerin zu sein.

Von diesem Tage an war der Freundschaftsbund zwischen den beiden Frauen unauflöslich geschlossen.

Ohne Anna wie ein beschwerlicher Schatten zu

umgeben, noch auf unverschämte Weise mit zudringlichen Fragen zu belästigen, verstand es die kluge, umsichtige Frau, sich bald eine genaue Kenntniß über die innere Lage und die Verhältnisse ihres Hausstandes zu verschaffen, um demnächst mit Vortheil und Nutzen für sie handeln zu können; und ohne daß ihre Schutzbefohlene es nur ahnte und ohne im Geringsten ihr Zartgefühl zu verletzen, hatte Madame Dubien schon im Geheim Schritte gethan, die die segensreichsten Folgen für sie haben sollten. —

Dem Baron blieb das Alles verborgen, denn mehr als je war er jetzt der Gesellschafter der Tante, da der Regierungsrath fast fortwährend auf Reisen war, die er, wie er vorgab, im Vortheil des Fräuleins zu thun gezwungen sei, mithin dem Neffen die Sorge um die kränkliche Dame allein oblag.

Eines Nachmittags, nachdem Madame Dubien ein gutes Weilchen den kleinen Oscar auf ihrem Schooße gewiegt und sich ungemein freute, ihrem Lieblinge das erste Lächeln abgewonnen zu haben, dabei aber die Theilnahmlosigkeit der jungen, sonst so zärtlichen Mutter bemerkte, versuchte sie es, diese

auf irgend eine Weise zu erheitern, was ihr jedoch heute durchaus nicht gelingen wollte. Anna blieb ernst und mit ihren Gedanken abwesend; sie hörte selbst wenig von dem, was die gute Frau spaßeshalber mit dem Knäbchen sprach, was ihr sonst so unendliches Vergnügen geschafft hatte.

„Sie sind heute nicht bei guter Laune, liebe Baronin,“ nahm Madame Dubien endlich das Wort, „sagen Sie mir, was ist Ihnen begegnet? Haben Sie heimlichen Kummer? — theilen Sie ihn mir mit, kann ich helfen, so seien Sie meines Beistandes gewiß.“

Da stürzten Thränen aus ihren Augen, sie wandte sich ab, um sie ihrer Freundin zu verbergen.

Madame Dubien erschrak und drang nunmehr um so herzlicher auf die Weinende ein, ihr die Ursach dieser Thränen mitzutheilen.

„Ach,“ seufzte Anna, „meinem Kummer können Sie nicht abhelfen.“

„Wenn auch nicht abhelfen, doch ihn vielleicht durch redliche Theilnahme in Etwas lindern!“ erwiederte Madame Dubien und wischte die Thränen von ihren Wangen, indem sie sagte, „fassen Sie Ver-

trauen, meine Theure, denken Sie, Sie sprächen zu einer Mutter.“

„Ja, das will ich — meint es ja doch keiner so gut mit mir, als Sie, meine gute, mütterliche Freundin!“ rief Anna, und klagte nun, wie sie zu ihrem Schrecken bemerke, daß ihr Gemahl seit Kurzem so auffallend verstimmt sei, dabei so blaß und aufgeregt aussehe und ihrem Blicke, wie ihren Fragen auffällig auszuweichen suche. Sie könne sich einer geheimen Ahnung nicht entwehren, daß er ihr Etwas höchst Unangenehmes zu verschweigen suche, was sein Gemüth, das sonst immer heiter und zufrieden, so verstimmen könne, daß er selbst sein Aeußeres so wenig in seiner Gewalt habe. „Denken Sie sich meinen Schrecken,“ schloß sie „vor einigen Tagen komm ich in das Zimmer, wo ich meinen kleinen Oscar schlafend verlassen hatte, da find' ich meinen Karl neben seiner Wiege sitzend. Er hatte den Umhang zurückgeschlagen und, den Kopf vorgebeugt, schien er in dem Anschauen des Kindes so versunken, daß er mich nicht eher bemerkte, bis ich dicht neben ihm stand und meine Hand auf seine Schulter legte. Ich redete ihn zärtlich an — da, statt wie sonst, mir freundlich

zu antworten, schrak er zusammen, als hätte ihn eine Natter gestochen, und als ich seinen Augen begegnete, hatten sie geweint und wichen mir aus. Auf meine Frage, was ihm sei, umarmte er mich leidenschaftlich bewegt, und mit den Worten: „Frage nicht, Anna, aber sei heiter und zweifle nicht an meiner Liebe!“ stürmte er aus dem Zimmer. — Seitdem wage ich nicht, eine Frage an ihn zu richten, er ist aufmerksam, ich bin zuvorkommend — aber es ist nicht, wie es sonst war.“

Eine Pause trat ein.

Madame Dubien schien mit sich zu kämpfen, ob sie reden solle oder nicht. Anna hielt das sinnende Köpfchen auf die Rechte gestützt, indem die Linke in der Hand der Freundin ruhte, während ihr Auge, als suche es Trost, an ihren Lippen hing.

„Soll ich reden, wie mir's ums Herz ist und wie ich zu einer Tochter reden würde?“ fragte Madame Dubien mit sanfter, Vertrauen erweckender Stimme.

Anna nickte bejahend.

„Vielleicht, liebe Freundin, kömmt der nachsichtige Herr Gemahl endlich zur Erkenntniß, wie er

Unrecht an Frau und Kind handelt, sein Vermögen so in den Händen einer verschwenderischen Tante zu lassen, die es nicht für sündlich hält, selbst den Rest mit sich zu Grabe zu tragen, und den armen Neffen zum Erben ungeheurer Schuldenmassen einzusetzen."

Anna starrte wie aus den Wolken gefallen, die Sprecherin an. — Sie wußte sich in ihrer Unschuld den Sinn dieser dunkeln Worte nicht zu erklären.

„Schon längst, liebe Baronin," fuhr Madame Dubien, immer ernster werdend, fort, „hätte ich mir erlaubt, über diesen Gegenstand mit Ihnen zu reden, hätte nicht Rücksicht auf ihren geschwächten Zustand mich davon zurückgehalten. — Ich halte es jedoch für unverantwortlich, wie Ihr Herr Gemahl, der längst zum Mannesalter gereift, sein Vermögen von einem fremden Manne verwalten und verprassen läßt, und ruhig zusieht, wie dieser gleißnerische und gewissenlose Haushalter das schwache, halb kindische Fräulein nach Gefallen gängelt und sich selbst noch jetzt von ihm bevormunden läßt."

„Sie scheinen ganz unrichtig berichtet zu sein,

gute Madame Dubien. — Das Vermögen gehört ganz der Tante — und was kann mein armer Mann dabei thun, da er ja doch ganz von ihr abhängt."

„Dem ist nicht so, meine süße, theure Freundin," fiel Madame Dubien der Baronin in die Rede, „die Tante ist, wie ich aus sicherer Quelle weiß, ein blutarmes Fräulein. — Ihr Vater, ein alter gedienter Militair, war von altem, uraltem Adel, auf dem er sich ungeheuer viel zu Gute that und den er nicht für eine Million gegeben hätte. Er war übrigens ein rechtschaffener und geachteter Mann. — Er wurde früh Wittwer, seine Tochter, besagte Tante wurde nach dem Tode ihrer Mutter Hoffräulein. Nach etwa drei Jahren verheirathete sich der Obrist zum zweiten Male, ebenfalls mit einem unbemittelten adeligen Fräulein, aus welcher Ehe die Mutter Ihres Herrn Gemahls stammt. Sie soll von so ausgezeichneter Schönheit gewesen sein, daß sie allgemeine Bewunderung erregte, und unter den vielen Bewerbern schon im funfzehnten Jahre mit einem hochgestellten, steinreichen Staatsmann verlobt und im sechszehnten Jahre vermählt wurde ...."

„Wie aber wäre das möglich!" fiel Anna, nicht mehr Herrin ihrer Bestürzung, hastig ein, „da mein Gemahl, wie er mir mitgetheilt, schon in frühster Jugend als elternlose Waise unter die Obhut der Tante kam."

„Und doch ist es, wie ich Ihnen sage," versicherte Madame Dubien, „und ich darf hoffen, die sichere Quelle gefunden zu haben, aus deren Grunde ich die lautere Wahrheit dieser dunkeln, so geheim gesponnenen Intriguen zu schöpfen und an's Licht zu bringen im Stande sein werde. — Bis dahin halten Sie sich ruhig und vertrauen Sie auf Gott und Ihr gutes Recht, das redliche Menschen für Sie vertreten werden."

In diesem Augenblick polterte es furchtbar die Treppe hinauf. Beide Frauen horchten, Anna, welche meinte, in dem rasch Heranschreitenden ihren Gatten zu erkennen, trocknete schnell die Thränen. Bald wurde mit großem Geräusch die Thür, welche zum Vorsaal führt, aufgerissen, dann das Zimmer. Der Baron, verstört, mit todtbleichem Gesicht, wankte herein, warf Hut und Stock von sich und sank dann erschöpft und athemlos in den zunächst stehenden Fauteuil.

Anna, die, dem so zur Unzeit erscheinenden Gatten ihre Aufregung anfangs zu verbergen, in den Hintergrund des Zimmers geflüchtet war, eilte jetzt herbei und bei seinem Anblick sich und Alles um sich her vergessend, rief sie erschrocken:

„Karl, lieber Karl, sprich — was ist Dir begegnet? — Du schweigst! — o mein Gott, was werd' ich hören ..."

„Herr Baron," flüsterte Madame Dubien, die ihren Schützling nicht aus den Augen ließ und ihr das Kind abgenommen hatte, „Herr Baron, mäßigen Sie Ihren Schmerz und nehmen Sie Rücksicht auf den Zustand Ihrer armen Frau."

„O meine Anna!" rief er bewegt, ihr die Hand reichend, „vergieb, wenn ich Dich erschreckte; aber die Tante ..."

Seine Stimme stockte — mit beiden Händen sein Gesicht bedeckend, war er in Schmerz verloren.

Fügsam und gemüthlich, wie Anna stets war, zeigte sie, sobald der erste Schreck überwunden, viel Geistesstärke und bewies es auch hier, wo es galt, ihren Gatten zu trösten. Sie legte den kleinen Oscar in seine Arme, und sprach mit einem so sanften, so lieblichen Schmelz der Stimme, daß ihr

Gatte, sich aufrichtend, allmählig sich selbst wiedergegeben, ihr nun so schonend wie möglich, erklärte, wie die Tante plötzlich vom Schlage gerührt, und aller Wahrscheinlichkeit nach schwerlich wieder zum völligen Gebrauch ihrer Sinne kommen würde.

„Und sind wir nicht Alle in Gottes Hand, lieber Karl, und können wir mit all' unserm Schmerz ihrem Leben auch nur eine Spanne Zeit zugeben? — Darum ermanne Dich, mein Lieber, erhalte Dich für unser Kind, das durch mich zu Dir flehet und ein großes Recht auf Deine Erhaltung hat. Vertrauen wir auf Gott, will er die liebe Erkrankte erhalten, so steht es ja in seiner Macht — und nun, lieber Karl, laß uns mit Ruhe überlegen, welche Mittel wir anwenden können, das Leben Deiner lieben Tante zu erhalten, oder ihren Zustand zu erleichtern; denn durch Klagen ist ihr ja nicht geholfen ..."

„Du hast Recht, liebe Anna," sprach er mit tonloser Stimme, „willst Du mit mir gehen?" —

„Wie magst Du fragen?" erwiederte Anna bereitwillig.

„Ich behalte das Kind bei mir", sagte Madame Dubien, „Sie können seinetwegen außer Sorgen

sein, zudem Sie ihm doch in gegenwärtiger Lage keine Nahrung geben dürfen."

In kaum einer Viertelstunde eilte Anna am Arme ihres Gatten dem Krankenzimmer des alten Fräuleins zu, nachdem sie ihren Oscar noch zärtlich geküßt und ihn der Obhut ihrer Freundin empfohlen hatte.

Drittes Kapitel.

Drei Tage waren verflossen und noch immer war keine Veränderung bei der Kranken eingetreten. Alle Hülfsmittel waren nutzlos angewandt und die ungünstigen Voraussagungen der Aerzte und Wundärzte schienen sich bestätigen zu wollen, daß ein neuer Schlaganfall dem nur noch schwachen Leben des alten Fräuleins mit jedem Augenblicke ein schnelles Ende bringen werde.

Der Baron und seine Gattin hatten die Pflege der Kranken mit Liebe getheilt und waren nicht von ihrem Lager gewichen. Sie kannte weder ihren Neffen noch sonst Jemanden. Ihre Glieder gelähmt, das Auge erstarrt, erkannte man nur an dem leisen Athmen und den matten Pulsschlägen daß sie noch unter die Lebenden gehöre, bald aber nicht mehr dazu gezählt werden dürfe.

Die Lage, in der sich der arme Baron befand, war wahrhaft drückend, denn nicht allein der Gram um die Kranke, auch die Sorgen, woher das Nothwendige nehmen, stellten sich hier ein. Der Regierungsrath, von dem sonst Alles ausging, war seit mehreren Tagen verreist — wohin wußte Niemand. — Dazu kamen die Mahner, die von dem Erkranken des Fräuleins gehört; sie drangen auf Zahlung, andere drohten mit Verklagen, wieder Andere verlangten Sicherheit, die ihnen der arme Baron nicht geben konnte.

Der plötzliche Sturz aus Reichthum und Ehre in Armuth und Verachtung stand ihm bevor, diese Aussicht benahm ihm fast den Verstand, zumal wenn er auf Anna, das bleiche, gottergebene Bild blickte, wie sie mit unerschöpflicher Liebe und Geduld sich um die Leidende beschäftigte und ihn beständig ermahnte, sich zu fassen und in Gottes Rathschluß sich zu fügen. Dann drohte ihm das Herz zerspringen zu wollen, und er hatte Mühe, ihr die Lage zu verschweigen, in die er sich so urplötzlich versetzt sah. —

Lieb war es daher dem Baron, als der Arzt eines Morgens erklärte, daß der Zustand des Fräu-

leins sich dennoch wider Erwarten zu verlängern schiene und es daher nothwendig sei, daß, solle die junge Frau ihre Gesundheit nicht zusetzen, sie von dem Krankenbette entfernt werden müsse, da man die Folgen, die bei so zarter Constitution eintreten könnten, durchaus nicht berechnen noch voraussagen könne. Auch er drang nun in sie, und athmete etwas freier auf, als er seiner geliebten Anna das Versprechen abgenommen hatte, ohne seinen Ruf nicht wieder am Krankenbette erscheinen zu wollen, weil die Sorge ihretwegen ihm ja nur doppelten Schmerz verursachte, da sie gleichzeitig die Sorge um den kleinen Oscar herbeiriefe, der bei aller Pflege der guten Madame Dubien doch bestimmt die Mutter vermissen werde.

Mehr bedurfte es nicht, um sich dem Willen des Arztes und ihres Gatten zu fügen, hatte ja das hülflose Knäbchen ein heiliges Recht auf ihre Erhaltung. — Sie nahm ihrem Gatten dagegen das Versprechen ab, sobald der Regierungsrath, den man stündlich erwartete, eintreffen werde, sich die nöthige Ruhe zu gönnen und ihm seinen Posten, dem er so treu vorgestanden, einweilen allein zu übertragen und demnächst mit ihm zu wechseln.

Leutselig und gefaßt sprach Anna ihre Ergebung in ihr Schicksal gegen Madame Dubien aus, als sie von der Kranken heimkehrte, ihr Kind herzlich geküßt und diese sich nach dem Zustande des Fräuleins erkundigte. Sie beschrieb die Hülflosigkeit der Leidenden und den Gram des Gatten, der unaussprechlich dabei litte und zusehends abmagere.

„Ach," seufzte sie beklommen, und sich bewegt in die Arme der Freundin werfend, „ach, erträgt nur er den harten Schlag, seines Hauses Glanz mit ihrem Hinscheiden untergehen zu sehen, dann will ich mich gern in Alles fügen. Meine Hände sollen für ihn schaffen und wirken und ich will mich glücklich preisen nur in dem Besitz seiner Liebe!"

Madame Dubien, obwohl sie den guten Willen und die uneigennützige Gattenliebe ihrer jungen Freundin anerkannte, meinte dennoch, sie würde auf diese Weise den Ansprücheu eines so verwöhnten Lebemannes schwerlich genügen. Auch würden ihre Kräfte bei Kummer und Sorgen abnehmen, sobald ihr Versuch, den Gatten zufrieden zu stellen, mißglücken würde. — „Glauben Sie mir, ich kenne die Welt aus Erfahrung," schloß sie mit Wärme,

„der Unfrieden würde unmittelbar mit den Entbehrungen sich einschleichen, verschwiegener Gram an Ihrer Jugend zehren und Beiden das Rosenband ehelicher Liebe bald eine drückende Fessel werden, die Sie still seufzend, wenn auch ergeben, mit sich fortschleppen würden."

„O mein Gott, welch' ein schauerliches Bild stellen Sie mir auf!" rief Anna erschrocken in sich zusammenschauernd.

„Dem abzuhelfen ist jetzt der Zeitpunkt da!" rief Madame Dubien mit ernster Miene.

„Was kann, was soll ich aber thun, um einem solchen Unglück auszuweichen?"

„Dem Baron nicht alle Sorgen abnehmen, ihn mit des Lebens Bedürfnissen allmälig näher bekannt machen," erwiderte Madame Dubien, „daß er nicht wie der Vogel in der Luft frei und ungebunden umherflattert, und erst lerne, was es heißt, für Frau und Kind daheim zu schaffen. — Fahren Sie hingegen so fort, meine Liebe, wie ich längst im Stillen bemerkt habe, ihm alle Sorgen heimlich aus dem Wege zu räumen, sich Allem zu entziehen, sich Alles zu versagen, was Kosten verursacht, was gilt die Wette, der so sehr verwöhnte

Herr Baron läßt sich's gefallen; denn — verzeihen Sie, liebe Freundin, wenn ich Ihnen gerade heraus sage, was ich längst befürchtete — ich zweifle nicht, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß das vornehme, adlig geborne Fräulein nicht unterlassen habe, ihrem Neffen begreiflich zu machen, daß Sie, die bürgerlich Geborne, das Peinliche Ihres jetzigen Standpunktes in der sogenannten **haute volée** mitunter fühlen und dadurch oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, sich in sich selbst zurückzuziehen, um dem Herrn Gemahl freien Spielraum zu lassen. — Glauben Sie mir, Bescheidenheit bewirkt nicht immer etwas Gutes, und geht das so fort, so wird bald Jedes von Ihnen seine eignen Ideen haben, und, indeß Sie zu Hause für ihn sorgen, schaffen und arbeiten, wird er vor Langerweile nach Gefallen seinen eignen Weg gehen. Sie werden sich Beide einander immer mehr entfremden und bald wird Ihr Herr Gemahl bei all' seiner Zärtlichkeit Ihrer Nähe nicht mehr so ganz ausschließlich bedürfen . . ."

„Das verhüte Gott!" fiel Anna, zu Marmor erbleichend, ein, „Alles ertrag' ich, nur nicht die

Gleichgültigkeit oder gar den Verlust der Liebe meines heißgeliebten Gatten!“

Madame Dubien fühlte inniges Mitleid mit der armen bedrängten Frau, doch der Augenblick war gekommen, wo sie nothgedrungen ihr die Augen öffnen mußte, denn nur zu gut war sie von dem Umsturz des geträumten Glücks, das Anna so trügerisch vorgespiegelt war, unterrichtet, und die erfahrene Frau, die längst schon mit der Lebensweise des Barons unzufrieden war, ging lange schon damit um, der Freundin für die Zukunft einen sichern Anhaltspunkt zu geben und so leid es ihr auch that, ihr jetzt weh zu thun, so hielt sie es doch für unumgänglich nothwendig, ihr die mißliche Lage, in der sie sich gegenwärtig befand, ohne Hehl darzustellen und dann die richtigen Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie sich und dem guten, aber leichtsinnigen Gatten eine sichere Existenz zu schaffen vermochte.

„Wenn Sie, meine Gute, sich die Liebe Ihres Gatten für immer sichern wollen, so beweisen Sie es dadurch,“ nahm Madame Dubien das Wort, indem sie Anna's Hand erfaßte und sie fest zwischen den ihrigen behielt, „so beweisen Sie es da-

durch, daß sie ihn zu einer ernsten geregelten Lebensweise bewegen; und das können Sie nur, wenn Sie ihm rathend zur Seite stehen; nur gemeinschaftliche Sorgen erwecken gemeinschaftliches Interesse in der Ehe, dagegen ein zweckloses, sorgenloses Leben endlich leicht Ekel und Ueberdruß erzeugt."

Anna meinte die mahnende Stimme ihres redlichen Oheims zu hören und versprach mit Herz und Mund sich ganz ihrer Leitung zu überlassen.

„Das Erste, was Ihnen aufliegt," rieth Madame Dubien, „betrifft, die Anstellung Ihres Herrn Gemahls zu bewirken. — Ich hatte kürzlich Gelegenheit, mit dem Minister v. Röder zu sprechen, da kam die Rede auf Ihren Herrn Gemahl und dann auf Sie, und ich muß sagen, er gedachte Ihrer mit väterlicher Huld und Güte. — Wie wäre es nun, wenn Sie, meine Liebe, Ihren Gemahl der Fürsorge dieses ehrwürdigen Greises in eigner Person empföhlen. Sie dürfen fest auf seine Verschwiegenheit rechnen. — Wie ich weiß, sind jetzt gerade mehre Stellen vacant, die sich für seine Stellung paßten. — Haben Sie dies nur erst bezweckt," lächelte sie, die Niedergeschlagene ermuthi-

gend, dann ist Ihr eheliches Glück gesichert. Mag Gott dann über Leben oder Tod nach seinem Rathschlusse über die Leidende verfügen und mögen die Umstände dann gut oder schlecht sein, so hat der Baron doch einen Anhaltspunkt, an dem sich sein gebeugter Geist aufrichten und ermuthigen kann."

Madame Dubien hatte triftige Gründe, weshalb sie die Baronin jetzt zu diesem Schritte zu überreden suchte. Anfangs hatte der Zufall es gewollt, dann aber war es ihrer Klugheit und Menschenkenntniß gelungen, hinter die Intriguen des Regierungsraths zu kommen, die, bevor das bethörte Fräulein die Augen schloß, hätten zur Sprache kommen müssen, um wo möglich noch Etwas für den betrogenen Neffen zu retten, wozu sie aber, wollte sie reussiren, den Beistand eines Machthabers bedurfte, dem es zustand, die Sache zu untersuchen und den Bösewicht zur Rechenschaft zu ziehen. — Dies aber verschwieg sie der peniblen Baronin, damit sie um so unbefangener dort erscheinen könne

Anna versprach, so schwer es ihr auch wurde, diesen verhängnißvollen Schritt zu thun und Madame Dubien drang nun darauf, nachdem sich das

angegriffene blasse Frauchen durch Speise und Trank erkräftigt, sogleich der Ruhe zu pflegen und sorgte, daß sie durch nichts gestört würde.

Schon am andern Morgen ließ Anna sich bei dem Minister v. Röder melden, und mit herzlicher Freundlichkeit kam der würdige Greis der Schüchternen entgegen und führte sie mit Vertrauen erweckender Artigkeit zum Sopha. — Ihre Aengstlichkeit, das Wechseln ihrer Farbe in dem schönen Gesichtchen bemerkend, meinte der edle Menschenfreund es nur dadurch abhelfen zu können, wenn er ihr Zeit ließe, sich zu sammeln; indem er sie daher bat, einige Augenblicke zu verziehen, da einige nothwendige Geschäfte ihn auf wenige Augenblicke in Anspruch nähmen, worauf er dann ganz zu ihren Diensten stehe.

Er ging mit einigen Papieren rasch in ein Nebenzimmer. Anna athmete auf, als sie sich allein sah und überdachte nun mit Ruhe, wie sie ihr Anliegen vortragen und den geliebten Gatten dem Wohlwollen des freundlichen Greises empfehlen wolle. Eine seltene Ruhe kam über sie und als der Minister nun wieder eintrat, brachte sie ihre Bitte, nachdem einige ceremonielle Worte unter ih-

nen gewechselt, mit klarer Umsicht und Ueberlegenheit des Geistes vor. Sie schloß mit der Bitte, ihre Zudringlichkeit zu entschuldigen, zu der die gute Madame Dubien ihr Muth eingeredet habe. —

Der Minister hörte ihr aufmerksam zu. Ihre sanfte, gewinnende Stimme, das klare, schöne Auge, in dem sich der Spiegel einer reinen Seele so treu abspiegelte, sprach so mächtig zu dem Herzen des redlichen Mannes, daß er, mit wahrhaft regem Interesse für die liebliche Bittstellerin gestimmt, ihr seinen Beistand in Allem, was er für sie thun könnte, gern und willig zusagte.

„Ihr Herr Gemahl machte mir ohnlängst in derselben Angelegenheit einen Besuch," erklärte der Minister, „und da gerade beim Finanzwesen eine passende Stelle vacant war, die jedoch mit einer nicht unbedeutenden Caution verbunden ist, so nahm ich mir Gelegenheit, im Interesse Ihres Gemahls mit dem Fräulein zu reden. Mein Antrag fand aber keinen Anklang bei ihr. Sie fand sich nicht allein sehr abgeneigt, ihre Zustimmung zu einer Anstellung zu geben, sondern schien sogar empfindlich darüber, da sie, wie sie spöttelnd hinzusetzte, es nicht wolle, daß ihr Neffe einem Bedürftigen

das Brot nehmen solle, da sie selbst im Stande sei, seine Existenz durch eigene Mittel zu schaffen und ihm, wie sie bisher gethan, auch für die Folge ein unabhängiges Loos zu sichern beabsichtige. — Ich mußte," fuhr er pikirt fort, „mit einem abschlägigen Bescheid abgehen und da Ihr Herr Gemahl sich auch nicht weiter darum bemühte, so ließ ich die Sache auf sich beruhen, indem ich glaubte, er habe seinen Plan geändert."

In trübes Sinnen verloren, saß Anna da — sie liebte ihren Gemahl so innig, so warm — sollte, durfte sie sein Verhältniß, in welchem er in pecuniärer Hinsicht zu der Tante stand, ohne sein Wissen, frei und unumwunden ihm, dem fremden Manne, mittheilen? — würde es nicht sein Ehrgefühl verletzen, wenn er es erführe! . . .

Sie zuckte unwillkürlich zusammen — ihr Auge flog unruhig und mit schmerzlichem Ausdrucke umher, indeß ihr Mund dicht geschlossen blieb. —

Eine drückende Pause trat ein.

„Seien Sie offen — sprechen Sie ohne Bedenken, liebes Kind!" nahm der Minister das Wort; „denken Sie, Sie sprächen mit einem Verwandten, der Ihnen wohl will. — Noch ist die Stelle un-

besetzt und sehr einträglich, es handelt sich hier um die Caution von 4000 Thaler, die baar oder in guten Papieren nachgewiesen werden müssen . . ."

Da stürzten Thränen, heiße Thränen aus den Augen der Bedrängten, und den umflorten Blick wehmüthig zu ihm erhebend, hauchte sie schmerzlich:

„Da muß mein armer Mann auf die Stelle verzichten! — Ich war eine arme, unbemittelte Waise und brachte ihm nichts mit, als meine Liebe — und wenn die Tante . . ."

Hier stockte ihre Stimme, sie wandte das Gesicht ab, und war im Begriff sich zu erheben.

„Wir sind noch nicht zu Ende, liebes Kind," sagte der Minister, sie zum Sitzen nöthigend. „Zu der Caution muß Rath geschafft werden und ich hoffe, mein Vorsatz soll mir gelingen. — Uebrigens folgen Sie ohne Bedenken Ihrer braven Wirthin, die es wahrhaftig gut mit Ihnen meint. — Wie ich vernommen, ist der sogenannte Regierungsrath, der die Verwaltung des Vermögens unter Händen hat, verreist, sobald er zurückgekehrt, werde ich ihn in's Verhör nehmen, gäbe der Himmel, daß das Bewußtsein des Fräuleins bis dahin noch einmal zurückkehrt, denn dem Grabe so nahe, spricht der

Mund doch Wahrheit und wird mit keiner so sündhaften Lüge aus der Welt gehen."

Schon lange hatte der Minister geendet, und noch immer hing Anna's Blick an seinen Lippen. Sie fühlte sich so beklommen, sie wußte nicht, sollte sie sich über seine Worte freuen oder betrüben — sie hatte ihren Sinn nicht recht begriffen und wußte keine Antwort darauf zu geben.

Der würdige Greis bemerkte nicht sobald die Verlegenheit der süßen Einfalt, als er ihre Hand ergriff und sie liebevoll zwischen den seinigen drückend, sagte er bewegt:

„Sie dürfen meinen Worten durchaus keine düstere Deutung geben, liebes Frauchen; was geschieht, muß geschehen und gereicht zu Ihrem allgemeinen Besten. — Halten Sie sich deshalb ganz ruhig. Die Besuche, die Sie hier im Hause machen — und um die ich sehr bitte — gelten meiner Tochter, mit der ich Sie bekannt machen werde. Selbst Ihr Mann darf nicht darum wissen, was ich beabsichtige; er könnte leicht in leidenschaftlicher Hitze zu Mitteln schreiten, die meinen Plan, wenn auch nicht geradezu vernichten, doch leicht hinderlich sein könnten, ihn auszuführen."

„Ich füge mich ganz Ihrer weisen Einsicht, Excellenz und lege meine Zukunft vertrauend in Ihre Hand; mag sie sich gestalten, wie es der Himmel beschließt, ich werde,“ schloß sie mit tiefem Gefühl, die Thräne zurückdrängend, die ihrem Herzen entquoll, „ich werde Ihrer Großmuth stets eingedenk sein . . .“

In diesem Moment wurde die Thür rasch aufgemacht, aber ebenso rasch wieder geschlossen. Anna war aufgestanden; sich entschuldigend, wenn sie störe, war sie im Begriff, sich zu empfehlen, als der Minister ihre Hand festhielt und sich der Thür zuwendend, laut rief:

„Bist Du da Therese?“

„Darf ich, Väterchen?“ rief eine liebliche Stimme und ein allerliebstes Lockenköpfchen lugte durch die halb geöffnete Thür.

„Komm nur herein!“ rief Herr v Röder; „Du kömmst mir wie gerufen, um die Bekanntschaft einer jungen Dame zu machen, deren Freundschaft ich Dir erbitten und empfehlen möchte.

Beide verbeugten sich gegeneinander; doch kaum hatte Therese die Baronin in's Auge gefaßt, als

sie laut aufjubelnd, in kindlich frohem Sinn ihr beide Hände entgegenstreckend, rief:

„Ist's denn möglich! — seh' ich recht! — Ja, ja, Sie sind es, ach, wie freue ich mich, Sie einmal wieder zu sehen — wie hab' ich mich nach Ihrem Namen erkundigt — aber Niemand wußte mir Nachricht zu geben."

Dies sagend, war sie Anna an die Brust gesunken, die angenehm überrascht, einen herzlichen Kuß auf ihre Stirn drückte und ihre Freude, wiewohl ernsterer Art, in gleichem Maße zu theilen schien.

„Aber so erkläre mir doch, Therese . . ."

„Ach, Väterchen," rief das erglühte Mädchen, „sieh nur, das ist ja jene liebe Dame, von der ich Dir so viel erzählte und die sich meiner an jenem Abend so freundlich annahm, als ich in Gefahr war, erdrückt zu werden und ganz den Kopf verloren hatte, mir selbst zn rathen."

„Und mir einige sehr angstvolle Stunden bereitetest," sagte der alte Herr mit dem Finger drohend.

„Was mir unendlich leid that, lieb Väterchen," schmeichelte Therese, sich dem Greise zärtlich an-

schmiegend, „aber,“ fuhr sie lächelnd fort, „der Genuß, die Lind singen zu hören, war doch zu lockend, als daß ich ihn hätte um der Pietät der Bonne willen aufgeben sollen.“

Und nun erzählte das liebliche Mädchen mit anmuthiger Lebhaftigkeit, wie sie die Bonne getrieben, diese es jedoch für unanständig gehalten, so früh an öffentlichen Orten zu erscheinen, zumal wenn man im Besitz der Einlaßkarten sei. „Diesmal aber,“ rief sie schalkhaft lächelnd, „sah die gute Bonne ein, sie habe sich einmal gewaltig getäuscht, denn mit gewohnter Ruhe aus dem Wagen gestiegen, ordnete sie ihren Shawl, beorderte den Kutscher, wann er wiederkehren solle, während ich meinen Blick fortwährend dem Eingange zugewendet hatte, wo es ungeheuer heraus und hinein wogte. Ich trieb zur Eile. Sie aber hatte noch immer Muth, im festen Glauben, unsere Plätze müßten uns werden. Wir kamen auch glücklich bis in die Vorhalle, da aber war an kein Weiterkommen zu denken. Fremde von auswärts waren angekommen und forderten Einlaß. Die Bonne stand rathlos da und hielt mich wie eine Eisenklammer fest am Arm. Die Instrumente wurden

gestimmt, da war's aber mit meiner Geduld zu Ende. Ich entwand mich dem Arm der Bonne, schlüpfte wie ein Aal durch die Menschenmasse und kam endlich erschöpft und athemlos in den vollgepfropften Saal . . ."

„Und die arme Bonne kam in trostloser Verzweiflung zu Fuße zu Hause," fiel der Minister verweisend ein, und hielt der muthwilligen Therese eine kleine Strafpredigt, ihr die Gefahr schildernd, der ein junges, unerfahrnes Mädchen sich durch solche Unbesonnenheit aussetze.

„Wohl that ich nicht recht, Väterchen, daß ich mich der Aufsicht meiner Bonne entzog und es verleidete mir auch anfangs den Genuß. Doch da jene Dame so freundlich war, mich in ihren Schutz zu nehmen und ein tausendfaches Willkommen der holden Sängerin jetzt entgegen rauschte, da war's mit meiner Verstimmung vorüber, ich hatte nur Aug' und Ohr für das, was da kommen würde, und überließ mich nun ganz der Freude der Gegenwart . . ."

„Und stimmtest mit ein in den Jubelruf?" fragte der Greis, sie fixirend; „o ich kenne Dich!"

„Nein, Vater, das that ich nicht, gewiß nicht!"

erwiderte Therese; „nur einmal — ich muß bekennen — übertrat ich Deine und der Bonne Ermahnung, mich der Oeffentlichkeit bemerkbar zu machen; aber ich konnte dem Drange meiner Gefühle nicht widerstehen, ich mußte applaudiren und in die Hände klatschen, daß sie brannten wie Feuer und ich aufhören mußte. Aber Vater, hättest Du sie gehört," schloß sie mit einer kindlichen Begeisterung, die Hände faltend, „hättest Du sie gehört, diese Nachtigallenstimme, mit der sie das schöne Lied: „Wir müssen scheiden, doch nicht für immer!" so einfach natürlich, ohne alle Prätension so herzgewinnend vortrug, Du würdest es verzeihlich finden, daß ich mich vergaß."

„Gewiß, dieser Enthusiasmus war der Erguß eines frommen kindlichen Gemüths, Excellenz, er hat mich bis zu Thränen gerührt," sagte Anna mild lächelnd, „gewiß darf ich Ihnen Glück wünschen zu einer so lieben Tochter."

Ein Zug stolzer Vaterfreude malte sich in den Zügen des würdigen Greises. Er drückte das sich ihm anschmiegende einzige Kind, das so früh der Mutterliebe entbehrt und dem er durch verdoppelte Liebe diesen Verlust ersetzen zu müssen sich ver-

pflichtet fühlte, an die wogende Brust. Er streichelte die Lockenfülle von der blendend weißen Stirn und seine Rechte ihm unter das Grübchenkinn legend, schaute er, sich weidend an dem Anblick der lieblichen Züge, ein Weilchen schweigend in das fromme Augenpaar, in dem ihm der Himmel aufzugehen schien, denn sie waren das treue Abbild der verklärten Gattin, deren Andenken ihm heilig war.

Dann fragte er mit weicher Betonung:

„Nun sage mir, mein Kind, was Dich zu mir führte? denn daß Du ein Anliegen hattest, las ich in Deinem Gesicht, als Du in's Zimmer tratest."

„Ich kam mit einer Bitte, lieber Vater – und wenn Du sie mir gütigst gewähren wolltest . . ."

„Eine Bitte, Therese! — Du siehst so bedenklich aus — sag' mir, Kind, wann hätte ich Dir je eine Bitte abgeschlagen, das heißt," setzte er bedeutsam hinzu, „wenn sie nicht offenbar gegen meine Grundsätze streitet."

Therese reichte dem Vater schweigsam und nicht ohne einige Verlegenheit eine Karte.

Der Greis betrachtete sie und schien nachzudenken.

„Es wird ein glänzender Ball, sagte mir Amalie, den ihr Vater, der General, seiner künftigen Schwiegertochter zu Ehren giebt," nahm Therese das Wort. „Das ganze Officiercorps ist dazu eingeladen und viele Notabilitäten von auswärts werden eintreffen . . ."

„Wirklich! — und dem möchte meine Therese nun auch gern beiwohnen?"

„Für mein Leben gern, liebes, bestes Väterchen," rief Therese und rieb vor Freuden sich die Hände.

„Wie aber, liebes Kind, wenn ich nun gerade für diesen Abend ein anderes Amüsement angesetzt hätte; z. B. eine kleine **Soirée musicale**," sagte der Greis, und sein Blick ruhte forschend auf dem Antlitze Theresens, die plötzlich die Farbe wechselte und das Köpfchen sinken ließ.

„Ich hatte es schon längst im Sinne," fuhr der Diplomat gleichmäßig fort, ohne im Geringsten auf die Verstimmung seines Töchterchens zu achten, „doch verschob ich es von einer Zeit zur andern; allein Dein Enthusiasmus, mit welchem Du vorhin den Genuß jenes Abends schildertest, brachten ihn zum wirklichen Entschlusse; zumal ich

hoffen darf, daß Sie, Frau Baronin, die Einladung nicht zurückweisen werden, und auch mir, der ich keine öffentliche Concerte besuche, den Genuß verschaffen, jenes gepriesene Lied aus Ihrem Munde zu vernehmen!"

In diesem Augenblicke hielt ein Wagen vor dem Hause. Der Minister trat an's Fenster, und sich rasch umkehrend, rief er:

„Therese, Deine Bonne kömmt von der Reise zurück — eile, die Gute zu empfangen."

„Liebe Baronin," nahm der würdige Greis das Wort, sobald die Thür sich hinter Therese geschlossen hatte, „Ihrem Scharfsinn und weiblichem Tact brauche ich wohl nicht zu sagen, weshalb, statt meine Autorität gelten zu lassen, ich meine Zuflucht zu einer List nahm, um Theresen dadurch ein ihrem Alter passenderes Vergnügen zu verschaffen. — Es herrscht in diesem Hause eine Lebensweise, die mir gerade nicht zusagt. Therese zählt erst vierzehn Jahre und ist an Körper und Geist ihrem Alter weit vorgeeilt, dennoch möchte ich noch lange das unbefangene, anspruchlose Kind in ihr sehen und deshalb heischt die Pflicht, sie vor schädlichem Eindruck

zu hüten, so viel es in meinen Kräften steht, ohne dadurch ihr Vertrauen gegen mich zu schmälern."

„Excellenz scheinen sich unnöthige Sorgen zu machen," tröstete Anna, „so kurze Zeit ich das liebe Kind beobachtet habe, hat sie viel poetisch-religiöses Gemüth, und obgleich von sehr lebhaftem Gefühl, wird in ihrer reinen Seele ein augenblicklicher Eindruck nicht Wurzel fassen, da weder Gefallsucht vorherrscht, noch mädchenhafte Koketterie in den frischen, geistreichen Zügen ihres schönen Antlitzes zu finden sind."

Der Minister dankte für die gute Meinung, die Anna von seiner Therese hatte und nahm ihr das Versprechen ab, ihr fortan eine rathende Freundin zu werden und sie recht oft zu besuchen.

Viertes Kapitel

Schon am dritten Morgen bekam Anna eine Einladung von Fräulein Therese v. Röder. Sie war heute dort die einzig Eingeladene und zwar, wie das lebhafte Mädchen angab, sich vorzubereiten zu der musikalischen Abendunterhaltung, die Tags darauf stattfinden sollte. Ein Stündchen hatten Beide traulich plaudernd neben einander gesessen, als die Bonne eintrat, die Baronin höflich begrüßte, dann ihrer Elevin Etwas zuflüsterte und, als erwarte sie Antwort, neben ihr stehen blieb.

Therese schien unschlüssig, was sie erwidern sollte. Sie sah bald auf die neben ihr sitzende Baronin, bald auf die Bonne, während die zarten Finger verlegen an der Busenschleife zupften. Anna emsig mit ihrer Handarbeit beschäftigt, gewahrte nichts von der Befangenheit Theresens.

„Nicht wohl, Sie werden mir nicht böse, liebe

Baronin?" lispelte endlich Therese, und legte das zarte Händchen auf ihre Schulter.

„Böse! — Ich Ihnen böse?" staunte Anna; „welche Frage! — wie könnte ich Ihnen, liebes Fräulein, böse werden?"

Theresens Lockenköpfchen erhob sich nun muthig, und ihr näher rückend, sagte sie zutraulich:

„Die schwarze Stunde, wie sie Väterchen nennt, hat geschlagen, und da sieht er es so gern, wenn ich ihm sein Schälchen Kaffee einschenke, ihn bediene und etwas vorplaudere oder vorlese; da meint' er nun, ich solle Sie bitten, mit hinaufzukommen, um in seiner Gesellschaft den Kaffee zu trinken; ich trug Bedenken . ."

„Und warum trugen Sie Bedenken, meine Liebe," fiel Anna lächelnd ein, „ich fühle mich im Gegentheil durch diese Aufforderung sehr geehrt und es bedarf Ihrerseits durchaus keiner Entschuldigung."

„Excellenz werden sich aber den Genuß des Rauchens nicht versagen, Frau Baronin," bemerkte die Bonne in steifer Förmlichkeit; „deshalb trug ich Bedenken . . ."

Anna ließ die alte Dame nicht ausreden. Sie stand auf, legte die Arbeit schnell in das Körbchen

und mit verbindlicher Neigung des Hauptes sagte sie freundlich:

„Kommen Sie, liebes Fräulein, die heilige Pflicht kindlicher Liebe auszuüben! — Wie überaus glücklich müssen Sie sich fühlen in dem Besitz eines so liebevollen, zärtlichen Vaters. — Ach!" schloß sie mit einem tiefen Seufzer, „ich habe mich dieses Glücks nicht zu erfreuen gehabt — ich weiß mich meiner Eltern kaum zu entsinnen, denn schon im zartesten Kindesalter war ich vater- und mutterlos."

Eine hervorquellende Thräne zurückdrängend, reichte sie Theresen die Hand, der die innere Aufregung Anna's nicht entgangen war und das schöne Augenpaar zu ihr erhebend, sagte sie mild lächelnd:

„Bitte, nicht traurig sein, liebe Baronin, sonst werd' ich's auch — und Väterchen sieht es gar zu gern, wenn ich froh und heiter vor ihm erscheine."

Beide eilten nun hinauf und Anna ward von dem edlen Greise wie eine liebe, alte Bekannte empfangen und herzlich willkommen geheißen.

Anna half der lieblichen Therese ordnen und herstellen, sie war so froh, sie fühlte sich ganz in die liebe Vergangenheit versetzt, wo sie den biedern

Oberförster bediente und durch ihren Humor seinen ernsten Zügen oft ein Lächeln abgewonnen hatte. Der alte gemüthliche Herr fühlte sich recht behaglich, als Beide, gleich freundlichen Genien, ihn umschwebten. Es war gleichsam, als gehöre sie mit zu der Familie und theile die Rechte einer Verwandten. Therese war unerschöflich an drolligen Einfällen und Anna würzte sie durch kleine Zusätze, die von geistiger Befähigung zeigten und ihrem Herzen wie ihrem Verstande Ehre machten.

So viel Vergnügen der alte Herr an der muntern Unterhaltung fand, so schweigsam zeigte sich dagegen die Bonne; ihre Augen waren fortwährend auf ihr Filet gerichtet, an dem sie emsig arbeitete. Ein Scherz der unbefangenen Anna machte jedoch, daß die respectable Dame sich in ihrer Frauenwürde verletzt fühlte und das Zimmer verließ. —

Anna bat nämlich, als der alte Herr sich nach der Pfeife umsah, um die Erlaubniß, den Meerschaumkopf mit dem fein geschnittenen Kanaster stopfen zu dürfen und versicherte, daß ihrem Pflegevater, dem guten Oberförster, keine Pfeife so gut

geschmeckt habe, als wenn sie durch ihre Hand zu seinem Munde gekommen wäre.

Der alte Herr lächelte wohlgefällig, aber ließ es gern geschehen, und Anna erntete Lob, als die Rauchwolken sich kräuselnd in der Luft bewegten.

Mehrere Stunden vergingen, in welchen der Minister ab und zugehend, Theil an der Unterhaltung nahm; als Therese durch einen Auftrag des Vaters, der wahrscheinlich absichtlich geschah, das Zimmer verließ, und der Greis zu Anna trat, ihre Hand ergreifend und sie fest und liebevoll zwischen den seinigen haltend, lebhaft anhob:

„Zu Gott hoffe ich, liebes Frauchen, daß sich bald Ihr Schicksal glücklicher gestalten soll, und Ihre aufopfernde Liebe belohnt werde.“

Anna, gerührt des würdigen Greises Güte dankbar anerkennend, wollte reden, allein er kam ihr zuvor, indem er fortfuhr und ihr lächelnd die erglühte Wange streichelnd, sagte:

„Ich weiß mehr, wie Sie wohl glauben, liebes Kind! — Madame Dubien hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. Sie dürfen sich dessen aber nicht schämen, brauchen nicht die schönen Augen niederzuschlagen — nein, wahrhaftig nicht! es

macht Ihrem Verstande, wie Ihrem guten Herzen alle Ehre."

Die Thür öffnete sich. Ein Diener meldete die Ankunft eines fremden Herrn, der Excellenz zu sprechen wünsche, indem er eine Karte abgab und auf Antwort wartete.

Der Minister betrachtete die Karte. Der Name schien ihn unangenehm zu berühren; denn merklich umdüsterte sich seine Stirn. Er überlegte, dann rief er:

„Führe den Herrn in mein Cabinett — dort mag er mich erwarten."

Der Diener ging. Der Minister wandte sich zu Anna und sagte in geringschätzendem Tone:

„Das ist der sogenannte Herr Regierungsrath, der Freund und Geschäftsführer der verschwenderischen, man darf sagen bornirten Tante Ihres Herrn Gemahls. Ich habe ihn her citiren lassen, und will versuchen, im Wege der Güte für den Betrogenen zu wirken. Ich habe vollgültige Papiere in Händen, die mich von der Nichtswürdigkeit dieses ehrlosen, heuchlerischen Tartüfs genugsam überzeugen, um ihn vor der Justiz belangen zu können, und dem betrogenen Neffen noch einen Theil seines

väterlichen Vermögens zu retten. Doch heischt die Klugheit, vorsichtig zu Werke zu gehen; denn wir haben mit einem schlauen und hinterlistigen Fuchs zu thun, dem weder Freundschaft noch Ehre heilig ist, und dem es ein Leichtes sein würde, durch einen Reinigungseid, nachdem er den ihm gemachten Proceß jahrelang hingehalten, sich aller Schuld zu entziehen, wodurch ihrem Gemahl nicht geholfen wäre, was wohl aber ihm noch viel Aerger und Ungemach zuziehen könnte."

Anna, erschrocken, wollte den Minister überreden, die Sache auf sich beruhen zu lassen, da die Tante leicht etwas davon erfahren könnte und die kleinste Alteration, wie der Arzt versichert habe, ihr den augenblicklichen Tod bringen könne. „Bedenken Sie, Excellenz", schloß sie mit Thränen in den Augen, „war sie auch schwach, sich der Leitung dieses falschen Berathers hin zu geben, so war sie doch andrerseits ihrem Neffen von frühster Jugend die zärtlichste, liebevollste mütterliche Freundin und Beschützerin . . . ."

„Die sein väterliches Erbe im Wohlleben mit einem nichtswürdigen Abenteurer auf die unverantwortlichste Weise verpraßte und dem lieben Neffen

Gefallen am Lungerleben finden ließ!" fiel der Minister entrüstet ein; „wenn man das mütterliche Sorgfalt nennen will — ja, dann haben Sie recht, dann hat die liebe Tante das Mögliche gethan. — Ich aber sage," fuhr er immer eifriger fort: „versündigt, unverantwortlich versündigt hat sich die Leichtfertige an der ihr anvertrauten Waise, was in alle Ewigkeit nicht wieder gut zu machen ist."

Eine Pause erfolgte. Die Hände gefaltet, das Auge fest auf den Eifrer geheftet, stand Anna da, und wagte nicht den Mund zu öffnen. Der Minister der es gewahrte, suchte sich zu mäßigen.

„Auf alle Fälle," hob er mit gemilderter Stimme an, „werde ich suchen, den Ruf der alten Dame zu schonen, und so gelinde wie möglich zu Werke gehen. Ohne daß der Tartüf meine Absicht ahnt, will ich an seine Ehre appelliren und sein Gewissen in die Presse nehmen; gelingt es mir, meinen Zweck zu erreichen, und ihn dahin zu bringeu, selbst unter dem Scheine der Großmuth die Caution herzustellen, so mag die Vergangenheit auf sich beruhen und der junge Mann, nicht ahnend, väterliches Vermögen gehabt zu haben, sein Glück darin finden, durch Fleiß und Geschick seine Existenz sich zu

schaffen; gelingt es aber nicht und ist der Bube so verstockt, auch dieß zurückzuhalten, so mag die Mine springen und der gewissenlose Sachwalter vor Gericht Rechnung ablegen von dem ihm anvertrauten Erbe, das er in Gemeinschaft von Schmarotzern und Spielgelagen verthat und die Vergnügungssüchtige durch tägliche Zerstreuungen zu gar keinem ruhigen Nachdenken kommen ließ."

Froh und heiter kehrte Therese in schönster Rosenlaune zurück, dem Vater Etwas zuflüsternd und sich dann der Freundin nahend.

Der Minister, der jetzt eine ganz andere Miene angenommen hatte, sagte liebreich, die Tochter zu sich rufend:

„Sorge nun, mein Kind, die Baronin so gut zu unterhalten, wie Du kannst, mich rufen Geschäfte in mein Cabinett." Und sich zu Anna wendend, sagte er, ihr verbindlich die Hand reichend, mit bedeutungsvoll-flüsternder Stimme: „Erheitern Sie sich, meine junge Freundin, wir kommen durch Nacht zum Licht, und dann folgen ruhige, zufriedene Tage!"

„Ihre Großmuth, Excellenz . . ." sprach sie in gebeugter Stellung.

„Still, still," fiel der Greis lebhaft ein, und setzte dann gemüthlich hinzu, indem er wieder seinen milden, sanften Ton annahm, „ich werde mich sehr freuen, wenn Sie hier im Hause recht oft erscheinen und meiner Therese bald eine recht liebe, vertraute Freundin werden."

Anna verbeugte sich ehrerbietig, reden konnte sie nicht; sie war so beklommen, ihr Herz pochte so gewaltig, und obschon die milden Worte des würdigen Greises ihr Muth zusprachen, so konnte sie sich doch der Ahnung nicht erwehren: sie gehe einer düstern Zukunft entgegen.

„Lassen Sie uns nun ein wenig musiciren, liebe Baronin," rief die muthwillige Therese, die nicht ahnte, was im Innern des armen Weibes vorging. Sie zog sie in den Salon, wo ein kostbarer Flügel stand, den der zärtliche Vater ihr zum Geburtstage von Wien hatte kommen lassen.

Anna folgte der Aufforderung, um sich aber bald darauf unter irgend einem Vorwande zu beurlauben.

Der Minister, der wirklich echauffirt geworden war, bedurfte einiger Minuten, um die nöthige

Ruhe und Fassung über sich zu gewinnen, dem Luchsauge dieses raffinirten Betrügers unbefangen entgegentreten zu können; dann ging er langsamen Schrittes dem Cabinette zu, wo der scheinheilige Gleißner seiner mit Ungeduld wartete.

Fünftes Kapitel.

Mit der feinsten Tournüre eines gewandten Weltmannes kam der sogenannte Regierungsrath dem eintretenden Minister entgegen.

„Excellenz entschuldigen, wenn ich Ihrer gütigen Aufforderung nicht ganz pünktlich entgegen kam," hob er an, sich ehrerbietig verbeugend; „allein der traurige Zustand des armen Fräuleins, in dem ich sie bei meiner Ankunft traf, hat mich noch keinen Augenblick frei gelassen . . ."

„Gewiß macht die alte Dame Ihnen gegenwärtig viel zu schaffen, denn wie ich höre, ist ihr Zustand höchst lebensgefährlich," fiel der Minister ein.

„So ist es leider!" erklärte der Heuchler und beschrieb mit dem innigsten Bedauern, wie, trotz aller angewandten Mittel, ihr Leiden sich noch um nichts gebessert habe.

„Um Ihre Zeit nicht zu beschränken, mein Herr, will ich demnach gleich zu dem übergehen, was ich von dem Verhältniß gern wissen möchte, was zwischen dem Fräulein und ihrem Neffen, dem Baron von Suderof besteht, und wovon Sie, Herr Regierungsrath, als Freund und Berather doch hoffentlich am genauesten unterrichtet sind.“

Döring's Antwort bestand in einer stummen Verbeugung.

„Setzen wir uns,“ bat der Minister, ihm einen Stuhl anweisend, und nahm ihm gegenüber Platz. „Die Sache betrifft die Anstellung des Barons, um die er nachgesucht hat und wozu eine Caution von 4000 Thlr. vonnöthen ist, die baar oder in guten Papieren erlegt werden muß, und ihm dagegen eine sehr anständige und einträgliche Stelle beut.“

„Hm, hm!“ brummte Döring kopfschüttelnd vor sich hin; „eine Anstellung sucht der junge Herr? — Kaum trau ich meinen Ohren, Excellenz!“ wandte er sich dann mit einem Lächeln an den Minister; „jetzt, nachdem er Tag und Nacht nur darauf bedacht war, das Geld seiner nachsichtigen Tante unter die Leute zu bringen, jetzt spielt er plötzlich

den Vernünftigen! — Dieser Libertin, der sich nicht entblödete, zum Verdruß seiner Wohlthäterin sich so weit zu vergessen, ein Mädchen aus dem Volke zu nehmen — das ihm nichts zubrachte als ein schönes Lärvchen — der Schulden auf Schulden häufte — er will jetzt anfangen zu arbeiten?"

„So ist's, mein Herr!" erwiderte der Minister, ruhig scheinend, während sein Blut kochte; „und ich muß sagen, er betreibt das Gesuch mit wahrem Eifer! — Streng genommen, trägt wohl die Tante die meiste Schuld, daß der junge Mann es nicht früher that; denn wie ich vernommen, hat sie ihn ja stets als ihren Mignon betrachtet. — Doch lassen wir das auf sich beruhen, ist's ja noch immer Zeit, daß der junge Mann zu einer ernstern, geregeltern Lebensweise übergeht. — Er ist jetzt Familienvater und kommt vielleicht zu der Ueberzeugung, daß es ehrenhafter ist, sich sein Brot durch Fleiß zu schaffen, als den ganzen Tag herumzulungern und ein zweckloses Leben zu führen — und dazu, mein' ich, sollen Sie mir die Hand bieten."

„Ich, Excellenz . . .?"

„Ja, Sie, mein Herr! — Und das können Sie ganz leicht, wenn Sie die nöthige Caution aus

seinen eignen Mitteln nähmen. Es würde dem jungen Manne ein um so größerer Sporn zur Betriebsamkeit sein."

„Es thut mir leid, Excellenz, erwidern zu müssen, daß dieser Herr Baron durchaus kein eignes Vermögen besitzt, sondern arm und hülflos als vater- und mutterlose Waise zu der Tante kam, deren schwachen und nachgiebigen Charakter er leider denn auch nur zu sehr benutzt hat."

Dem redlichen Greise fing die Zornader auf der düstern Stirn merklich an zu schwellen. Er hatte Mühe, seine Erbitterung zu beherrschen, doch zu sehr Diplomat, hieß ihm die Klugheit, daß, wolle er seinen Zweck erreichen, er es mit diesem Schlaukopf nicht verderben müsse, bevor ihm nicht andere Hülfsquellen zu Gebote ständen, da diejenige, von der er allein Rechenschaft fordern konnte, der Sprache beraubt und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wieder genesen würde. Er bekämpfte demnach seinen Unwillen und sagte, die Hand an die Stirn legend:

„Wie mir doch sinnlich, ist — ja, ja — des Barons Tante ist die Tochter aus der ersten Ehe eines Obersten, der sehr brav aber arm war. Seine andere Tochter, um viele Jahre jünger, war in

der zweiten Ehe erzeugt, und eine ausgezeichnete Schönheit. Sie vermählte sich, da ihre Stiefschwester schon mehrere Jahre die Stelle eines Hoffräuleins bekleidete, sehr jung mit einem reichen Baronet, dem Vater unsers jungen Barons. Er schenkte dem schönen Mädchen als Brautgeschenk ein schuldenfreies Rittergut zum dereinstigen Wittwensitze . . ."

„Wie mir besagter Herr v. Suderof geschildert ist," fiel Döring keck ein, indem er den Kopf brüske zurückwarf, „soll er ein routinirter Raufbold gewesen sein, der sich vieler Vergehungen gegen sein Vaterland schuldig gemacht und endlich wegen Hochverraths die Flucht ergreifen mußte um nicht zeitlebens eingekerkert zu werden oder wohl gar das Blutgerüst besteigen zu müssen."

„Dem muß ich doch widersprechen, mein Herr!" eiferte der Minister, der seinen Unmuth nicht länger zurückhalten konnte, und den ehrlosen Verleumder scharf fixirend, sprach er, die Worte stark betonend:

„Verunglimpfen Sie nicht den Namen eines Ehrenmannes, der längst im Grabe ruht und dem die falsche Welt hart mitgespielt, auf eine leicht-

fertige, wenn nicht gar boshafte Nachrede hin, auf eine so nachtheilige Weise. — Der Herr v. Suderof war weder Raufbold noch Hochverräther. Der einzige Fehler, dessen er sich schuldig machte, war zu große Freimüthigkeit, wodurch er sich besonders große und mächtige Feinde unter den Höflingen und endlich durch Verleumdung auch die Ungnade seines Fürsten zuzog. — Er verließ die Residenz und kam mir somit aus den Augen. Sehen Sie, mein Herr," sagte der Minister, die Hand auf die Schulter des Beschämten legend, mit bewegter Stimme, sehen Sie, was ich Ihnen jetzt gesagt, verbürge ich mit meiner Ehre, die ich noch nie verletzte! . . ."

„Weshalb aber wurde er landesflüchtig, Excellenz?" fiel Döring kleinlaut ein.

„Weil er, wie mir zu Ohren kam," erwiderte der Minister mit Würde, „weil er in seinem Exil, wo er glücklich mit Frau und Kind lebte, seinen Todfeind, der ihn um Ehre und Frieden gebracht, einst zu Gesicht bekam — er forderte ihn zur Rechenschaft, nannte ihn einen Schurken — die Folge war ein Duell, in welchem sein Gegner blieb." —

Der Minister schwieg. — Eine drückende Pause trat ein.

Döring, Meister in der Kunst sich zu verstellen, heuchelte Beileid mit dem Verfolgten, schalt auf die arge Welt, die sich nicht entblöde, einem Ehrenmanne Ehre und Reputation zu nehmen und schloß mit den Worten:

„Ich habe es von jeher vermieden, Excellenz, mich in Familienangelegenheiten oder Geheimnisse einzudrängen, und da das Fräulein es stets vermied, diese trüben Vorfälle zu berühren, so blieb ich darüber im Dunkel, und erfuhr nur, was mir bei dieser und jener Gelegenheit von gewissen Leuten mitgetheilt wurde, denen ich ihrer Stellung nach Glauben schenken konnte.“ —

„Wenn das ist, mein Herr,“ fiel der Minister gemäßigt ein, „so beweisen Sie es dadurch, daß Sie, vereint mit mir, den Sohn des im Grabe noch schwer beleidigten Ehrenmannes zu einer ernsten und geregelten Lebensweise zu vermögen helfen, was Sie besonders dadurch bezwecken können, wenn Sie die 4000 Thlr. Caution mir in

diesen Tagen überweisen, wodurch dem jungen Manne alsdann eine seinem Stande angemessene, sehr einträgliche Anstellung gesichert sein soll."

Döring sagte ihm seinen Beistand zu, das Arrangement, sobald ihm ein Stündchen übrig sei, wegen der betreffenden Caution in Stand zu bringen. „Zudem," sagte er, sich erhebend, „ist er ja der einzige Erbe des Fräuleins, Excellenz, und ich dächte daher, daß die Behörde wegen der ihm etwa anzuvertrauenden Casse wohl gerade nichts zu riskiren hätte, da er ihr doch sicher ist."

„Mag sein!" bemerkte der Minister; „doch zugegeben, daß auch kein Risico dabei ist, so darf doch keine Ausnahme stattfinden und der Buchstabe des Gesetzes durchaus nicht umgangen werden. — Ich rechne daher auf Ihr gegebenes Wort, Herr Regierungsrath," schloß er, ihm freundlich die Hand zum Abschiede reichend und ihn bis an die Thür begleitend.

Noch eine devote Verbeugung von Seiten Döring's und er war dem Auge des würdigen Ministers entschwunden, um seine Intriguen im Geheim fortzuspinnen und die Einfalt und Leicht-

gläubigkeit des Ministers zu belächeln, den er überlistet zu haben glaubte.

Ob es ihm gelingen wird und ob der kluge Greis mit dem Falkenauge den Heuchler nicht durchschaut und seine Maßregeln zu treffen suchte, mag die Folge lehren.

Sechstes Kapitel.

Schon in frühester Morgenstunde finden wir eines Tages unsern rüstigen Oberförster bei seinem Bureau unter Büchern und Schriften begraben, die er mehrmals durchgesehen, hin und wieder sucht und blättert und immer von Neuem wieder anfängt. — Er ist heute sehr übel gelaunt und wie sehr er auch an Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt ist, scheint er heute sich doch gar nicht zurecht finden und beruhigen zu können.

„Hier muß durchaus ein Irrthum obwalten," rief er verdrießlich und lehnte sich sinnend zurück in seinen Lehnsessel. „Aber wo steckt der Fehler und wo find' ich ihn heraus? — Meine Bücher stimmen auf ein Haar — da wird es nun zu schreiben, zu berichten und zu untersuchen geben, was einem Manne, wie mir, dem das Geschreibsel nicht

so leicht wird, wie den städtischen Federhelden, gar schwer fallen wird."

Er stand auf, dehnte, vom langen Sitzen ermüdet, die Glieder und durchschritt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit ungemessenen Schritten das große Zimmer. Bald schüttelte, bald nickte er mit dem Kopfe, als könne er nicht mit sich einig werden. Doch plötzlich stand er still, rieb sich hastig die Hände und eilte zum Bureau, packte mehrere Bücher und Schriften zusammen, schlug eine Schnur darum und warf das Paket auf einen Stuhl. Darauf schloß er das Bureau, nachdem er Alles wieder an Ort und Stelle gelegt und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

„So, Alter!" rief er, wie sich eines guten Einfalls freuend, „so wäre all' dem Geschreibsel mit einem Male abgeholfen und den Herren der Beweis in die Hände gegeben."

Dann griff er nach seiner Pfeife, brannte sie an und eilte wohlgemuth mit seinem Lieblingshunde dem Forste zu.

„Hast Du Dich auch wohl verwahrt, Alterchen?" rief die Gattin, ihm auf der Hausflur entgegentretend. „Es ist böses Wetter draußen, und

Du solltest noch einige Stunden zu Hause bleiben, vielleicht klärt es um Mittag auf . . ."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht, Mutter!" fiel der Oberförster ein, „Geschäfte richten sich nicht nach dem Wetter, und mein Wahlspruch ist: „Schiebe nicht auf!"

„Ja, das weiß Gott!" lächelte die gute Frau, ließ sich aber nicht abwehren, ihm den Wollshawl fester um den Hals zu knüpfen und sorglich an ihm herum zu zupfen.

Der Oberförster ging, nachdem er seiner Hausehre ein brummend: „Na, Alte, nun ist's genug," zugerufen, dabei aber einen freundlichen Blick zugeworfen, in den Forst, wo heute Bäume angeschlagen werden sollten.

Die rührige Hausfrau ging in die Wirthschaft.

Wie wär' es, Frauchen," sprach der Oberförster am Abend, als er sein Mußestündchen feierte und die freundliche Gattin, wie sie zu thun pflegte, sich zu ihm setzte, „ich muß in diesen Tagen in Dienstgeschäften nach D..., wie wär's, wenn ich den kleinen Umweg nicht achtete, und mal bei Legationsraths vorspräche und sähe, was die Leutchen dort machten . . ."

Der Oberförster schwieg, als erwarte er einen freudigen Ausruf, doch statt dieses blickte ihn die Gattin mit sichtbarer Verlegenheit an, indem sie unruhig auf dem Stuhle rückte.

„Ich kann nicht leugnen, Frau," fuhr der Oberförster fort, „Helenen's letzte Briefe gefallen mir durchaus nicht; sie sind so — wie soll ich nur sagen — sie sind so gedrechselt, so hervorgesucht, weder kalt noch warm! — so, als: ich möchte wohl froh und glücklich sein — aber ich kann es nicht! — Kurz und gut, ich möchte fast behaupten, es ist keine echte Liebe und Innigkeit unter den beiden Eheleuten."

„So wär' es denn doch wahr, was mir mein Sinn zutrug!" seufzte die Oberförsterin aus tiefster Seele, und ließ die Hände mit dem Strickstrumpf in den Schooß sinken, „so wäre es dennoch wahr! — ich wollte mir einreden, es läge in meiner Einbildung. — O, du mein Gott und Herr," schloß sie, indeß die Thränen ihr in den Augen standen, „müßt' ich auch das noch erleben . . ."

„Na, na, Alte!" tröstete der Oberförster; „nur nicht gleich Feuerallarm geschlagen, wo's noch nichts zu löschen giebt! — Man kann ja irren!"

„Was mir auffällt, lieber Mann," flüsterte beklommen die Oberförsterin, „ist, daß meine theure Freundin, die brave Bauräthin, die, wie sie mir in einem traulichen Stündchen erklärte, nicht ohne ihren Sohn leben kann, jetzt von ihm zu ihrer Schwester gezogen ist, und Helene ihr Bedauern darüber in ihrem Schreiben gar nicht äußert, auch ihrer wenig erwähnt."

„Auch sich gar nicht nach Deinem Besuche sehnt," setzte der Oberförster nachdenklich hinzu, „statt daß sie in den ersten Briefen ihr Tantchen immer herzlich aufforderte und die Zeit nicht abwarten konnte, wo Du kommen, ihren kleinen Hausstand prüfen und Dich ihres Glückes freuen würdest."

„Ach, lieber Mann, wenn Du wahrgesagt hättest," rief die Bekümmerte schmerzlich bewegt, „wenn Helene jener braven friedliebenden Familie einst würde, was ihre Mutter uns war — — o, mein Gott, das wäre ja schrecklich!"

„Ruhig, liebe Frau, ruhig! — Wir haben es nicht verschuldet," ermahnte der Oberförster, die Aufgeregte bei der Hand nehmend; „Helene hat gleiche Erziehung mit ihrer Schwester Anna ge-

nossen, warum uns vor der Zeit kümmern. Vor Allem laß unsere guten Jungens nichts davon ahnen, denn da würde es nur zu fragen und zu forschen geben. — Ich will hinüber, will hören, sehen und prüfen, und wenn's Noth thut, der Leichtfertigen den Kopf zurecht setzen, daß sie an den Onkel Oberförster denken soll!"

Dies sagend, stand er hastig auf; festen Schrittes das große Zimmer messend, blies er die dicken Rauchwolken wirbelnd vor sich auf. Die Oberförsterin sah ihm schweigend nach und in dem Grade, wie die Aufwallung bei dem Gatten zunahm, nahm die ihrige ab; denn die Sorge, es könne seiner Gesundheit schaden, wenn er sich all so sehr alterire, mäßigte jedesmal den Ausbruch ihrer innern Empfindungen, und sich Gewalt anthuend, suchte sie seine Gedanken auf einen andern Gegenstand zu richten. So erinnerte sie den Gatten, er habe die Zeitung ja noch nicht gelesen, die der Postbote gebracht, auch stehe der Krug noch unangerührt, und als sie nun endlich ihren Zweck erreicht, der Oberförster sich wieder neben ihr in den Sorgenstuhl niedergelassen und das Zeitungsblatt ergriffen hatte, legte sie nach einem Weilchen die

Hand auf seine Schulter und fragte mit weicher Stimme:

„Willst Du denn wirklich — und wann willst Du reisen, lieber Mann?"

Der Gefragte sah auf, dachte ein Weilchen nach und sagte, mit der Hand über die Stirn fahrend:

„Je nun, da es doch nun einmal unter uns zur Sprache gekommen ist, so meine ich, ich schaffe uns die Sorge sobald als möglich vom Halse und reise morgen gegen Mittag ab."

„Vielleicht, lieber Mann, ist unsere Sorge umsonst, und Du kehrst recht vergnügt von dort zurück!" sagte wie ermuthigend die brave Hausfrau, und eilte dann, mit sorglicher Umsicht Alles in der Stille zu der morgenden Abfahrt in Stand zu setzen.

Nach etwa einer Stunde kamen die beiden angehenden Forstmänner, seine Söhne, aus dem Revier, dem Vater Bericht abzustatten über mancherlei Tagsbegebenheiten, wobei auch nicht das Kleinste vernachlässigt oder von dem strengen Vater nachgesehen wurde. Nachdem Alles beseitigt war, machte der Oberförster sie mit seiner Geschäftsreise bekannt und theilte ihnen die nöthigen Befehle mit, die sie während seiner Abwesenheit zu befolgen

hätten, damit im Geschäftsgange Alles seinen ruhigen Fortgang habe und nicht etwa ein Hinderniß eintreten könne.

Wie der charakterfeste Mann beschlossen, bestieg er am andern Morgen Schlag neun Uhr das muthige Roß.

„Adieu, Alte!" rief er vom Pferde herab, seiner treuen Hausehre, die ihn begleitet hatte, traulich die Hand reichend, „laß Dir die Zeit während meiner Abwesenheit nicht zu lange dauern. Adieu!"

„Glückliche Reise — grüße die Kinder!" gab diese zurück, und hielt die Thränen an, die sich mit Gewalt Bahn brechen wollten, denn sie fühlte sich ungemein beklommen, gleichsam als drohe ihr Gefahr. —

Wie eingewurzelt stand das gute Weib noch auf demselben Fleck, als auch die letzte Spur von dem geliebten Gatten längst verschwunden war; dann trocknete sie mit der weißen Hausschürze die feuchten Augen. „Ich empfehle ihn Deinem allgütigen Schutz," sprach sie in frommem Gottvertrauen, nach Oben schauend, und kehrte ermuthigt in das Haus zurück, um mit vorsorglicher Umsicht

den hausmütterlichen Obliegenheiten nach gewohnter Weise vorzustehen.

Der Oberförster betrieb emsig die Beseitigung seiner Berufsgeschäfte und kam am dritten Tage Morgens zehn Uhr in dem Wohnorte des Legationsraths an.

Geradsinnig und ohne Umstände, wie der Biedermann in all seinem Thun und Lassen stets war, genirte ihn von jeher das Logiren bei Freunden, wo er sich nach der Sitte des Hauswesens bequemen mußte, um nicht lästig zu werden; daher stieg er denn auch heute in dem Gasthofe zum „Goldenen Adler“ ab.

Der Wirth, ein jovialer freundlicher Mann, hieß ihn herzlich willkommen und führte ihn in ein niedliches Stübchen, ihn fragend, womit er ihm aufwarten solle.

Der Oberförster trat an's Fenster und schien mit sich zu Rathe zu gehen, wie er seine Einrichtung am besten treffen solle, dann ging er auf den Wirth zu und sagte:

„Unser Einer, Herr Wirth, kommt selten in die Residenz, und da sieht und hört man gern etwas Neues; daher mein' ich, Sie nehmen meinen Man-

telsack, in welchem eine Summe Geldes und Sachen von Werth sind, in gute Verwahrung und führen mich dann in ihr Gastzimmer, wo doch wohl Frühstücksgäste erscheinen werden?"

„Gewiß, mein Herr! da finden Sie Notabilitäten und Honoratioren," rief der dicke Wirth, sich brüstend und geschäftig die Hände reibend, „um elf Uhr zieht dann die Wachtparade vorbei und da kommen denn auch die Herren Militairs und restauriren sich hier."

„Was ich auch zu thun gedenke, Herr Wirth!" lächelte der Oberförster, ihm seinen Mantelsack noch einmal anempfehlend; „schaffen Sie mir nur recht bald ein gutes Frühstück, denn ich habe schon einen scharfen Ritt gemacht und bin verdammt hungrig."

Der Wirth that, wie ihm befohlen war; bald saß der rüstige Waidmann an einem Tische, einen Goldfasan mit geübter Hand zerlegend, der gut zubereitet und ihm vortrefflich mundete. Er schlürfte recht behaglich sein Gläschen Tokayer, der ganz vorzüglich war.

Allmälig wurde es lebendiger in dem großen Saale. Man kam und ging — spielte Billard —

besprach die Neuigkeiten des Tages und kannengießerte scharf über Krieg und Frieden.

Der Oberförster hatte sein Frühstück genossen und war eben im Begriff fortzugehen, als er zufällig an's Fenster trat und unwillkührlich stehen blieb. — Die Aussicht war schön zu nennen: ein großer Marktplatz, auf dem eine ungeheure Menschenmasse bunt durcheinander wogte und den das schärfste Auge kaum überfliegen konnte, lag vor seinem Blicke. Die Wachtparade zog auf und lockte noch mehre der Anwesenden an's Fenster. — Ein schon etwas betagter Mann, ganz schwarz gekleidet, der dicht neben dem Oberförster stand und in ihm einen Fremden vermuthete, schien ein besonderes Vergnügen darin zu finden, ihm über Manches, was er der Beachtung werth hielt, Auskunft zu geben, wofür sein Zuhörer ihm sehr dankbar war.

Die Parade war vorüber, der Markt wurde lichter, denn ein guter Theil der Zuschauer zog der schönen Musik nach, ein anderer hatte seine Neugierde befriedigt und ging seines Weges. — Da plötzlich tippte ein junger Mann den alten freundlichen Mann auf die Schulter, indem er rief:

„Vetter, sehen Sie dort den Legationsrath? — Gott, wie sieht der Mann hager und eingefallen aus!“

„Wo denn, wo?“ rief der Vetter, und nahm die Lorgnette zur Hand, um den schwachen Augen zu Hülfe zu kommen.

„Links, an der Häuserreihe — jetzt geht er dem Schilderhause der Commandantur vorüber!“ berichtete der junge Mann, indem er mit dem Zeigefinger hinwies.

„Da sieht man, was verschwiegener Gram thut,“ seufzte der alte Herr, der den Bezeichneten jetzt gewahrte, „das sah ich längst kommen!“

Von einer düstern Ahnung getrieben, verfolgte der Oberförster das Auge des Sprechers, das auf einem schwarzgekleideten blassen Mann weilte. — Ein kalter Schauer durchrieselte ihn.

„Und das wäre der Legationsrath — der Gatte Helenens?“ hauchte er in sich hinein, und fester faßte sein geübtes Auge den Näherkommenden. — Ja, er war's! denn nur zu bald erkannte er den ehrlichen Johann, der, ein Portefeuille tragend, hinter seinem, um ein Jahrzehend älter gewordenen Herrn hertrippelte.

„Der ist krank an Seele und Leib!“ nahm der alte Herr wieder das Wort, und drehte sich nach dem Vetter um. „Aber so geht's, wenn der Mensch nicht weiß, was er will,“ nickte er, zog die goldene Tabatiere hervor, und den Umstehenden eine Prise präsentirend, fuhr er tadelnd fort: „zu stolz und erhaben blickte der gelehrte Herr Legationsrath auf seine Landsmänninnen herab, keine von ihnen paßte für seinen Schnabel — dafür mag ihn nun die fremde Klapperschlange im Geheim auch genugsam zwiebeln!“

Dies sagend, schlug der früher so sanfte Herr die goldene Dose mit einem gewissen Ingrimm zu und steckte sie wieder in die Brusttasche seines Fracks.

„Schnack!“ lächelte der Jüngere; „als ob es eine Sünde wäre, wenn eine so reizende Schöne einen alten Stubenhocker links liegen läßt und die Huldigungen ihrer warmen Verehrer annimmt, die ihren Werth erkennen und zu schätzen wissen. — Ich behaupte, der Legationsrath ist bei alledem doch zu beneiden um ein solches Kleinod!“ und die gespreizten Finger an den verzuckten Mund legend, rief er begeistert: „auf den Brettern, Vetterchen, muß man die Liebliche erst sehen, um ihr nach Ver-

dienst huldigen zu können — diese Grazie — diese Sprache — ich sage Ihnen, sie ist mehr als allerliebst — sie ist unwiderstehlich!"

Der Oberförster hatte Mühe, an sich zu halten; hastig griff er nach Hut und Stock und wollte fortrennen, um Helenen den Kopf zurecht zu setzen, als ein Dritter, sehr ernst aussehender Mann, der dem Gespräch aus der Ferne zugehört hatte, einen Schritt näher trat und in vorwurfsvollem Tone sprach:

„Wie mögen Sie, junger Mann, eine Leichtsinnige nur noch in Schutz nehmen, die aus Gefallsucht Tag und Nacht studirt, um Andern zu gefallen, indeß sie es nicht der Mühe werth hält, einen Wunsch des nachsichtigen Gatten zu erspähen; denn daß der ehrenhafte Legationsrath die galante Lebensweise seiner angebeteten Gattin nicht gut heißt und nur um des lieben Hausfriedens und des Leumunds wegen in der Stille duldet, liegt wohl klar am Tage. — Auch müßte ja die Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist, der Leichtsinnigen längst aufgefallen sein, und liebte sie ihn wahr und redlich, würde sie dieses leidenschaftliche,

phantastische Spiel längst aufgegeben und sich mehr um ihren leidenden Gatten bekümmert haben."

„Na, da hätte der ernste Herr Legationsrath auch nicht eine so sprudelnde, geistreiche Schöne nehmen sollen," fiel jener mit einem sarkastischen Lächeln ein, „die wahrhaftig doch nicht dazu geschaffen ist, den ganzen langen Tag auf den Zehen herumzuschleichen, um den Herrn Gemahl nicht etwa in seinen ernsten Studien zu stören," schloß spöttelnd der junge Herr; „man pflegt zu sagen: Gleich und Gleich gesellt sich gern!"

In diesem Augenblicke ward die Thür mit großem Geräusch aufgerissen, ein Troß Officiere stürmte herein, legte Hut und Degen ab und rief mit Ungestüm nach Frühstück.

„Da bietet sich eine gute Gelegenheit, lieber Hofrath, Ihre Sittenpredigt an den rechten Mann zu bringen!" flüsterte der frühere Vertheidiger Helenen's, „dort links am Tische, der da eben seinen Schnauzbart drehet und mit dem Spiegel liebäugelt, das ist der Entrepreneur und der Director der Abend-Soirées und der leidenschaftlichste Verehrer der schönen Legationsräthin!"

Der Hofrath maß den kecken Schwätzer vom

Kopf bis zur Zehe mit einem strafenden Blick und mit den Worten „dazu fühl' ich mich nicht berufen, mein Herr Commissarius!" verließ er höchst entrüstet das Zimmer.

In wenigen Minuten war der Tisch mit Speisen und Getränken versehen. Wie Heißhungrige fiel der lärmende Troß Officiere darüber her, und erst als der mächtig anfordernde Rebell in Etwas gestillt war, nahmen sie Sitz und Stimme, und witzelten und faselten mit geübter Zungenfertigkeit über Alles, was vorkam.

„Kellner!" rief jetzt der Commissair, „eine Flasche Tokayer, vom besten, nebst zwei Gläsern!"

Im Fluge eilte der Gehetzte, den splendiden Gast zu bedienen, den er zu seinen genereusen Kunden zählte.

„Erlauben die Herren?" fragte er dann, sich zu dem fidelen Kreise gesellend, und winkte dem Kellner, das Verlangte dorthin zu bringen. Dann schenkte er die beiden Gläser bis an den Rand voll und das eine dem ihm gegenüberstehenden Officier reichend und das andere hoch in die Höhe haltend, rief er mit lauter Stimme:

„Dies Glas unserer hochgefeierten Prima-Donna, der schönen Helene!“

Und wie aus einem Munde erscholl der Gefeierten unter lautem Gläserklange ein Lebehoch!

Und zum zweiten und dritten Male wurden die Gläser gefüllt und unter immer lauterm Jubel das Lebehoch ausgerufen.

„Ich verstehe Euch listige Teufelskerls!“ schnarrte jetzt lächelnd eine lange hagere Gestalt, in dessen verlebten und vergelbten Zügen der aufmerksame Leser den leichtfertigten Reisegesellschafter Helenen's, den Lieutenant v. Tornau erkennen möge. „Ich verstehe, worauf es gemünzt ist.“

Alle lachten und nannten ihn ihren besten, vortrefflichsten nnd liebenswürdigsten Director, der werth sei, in Gold eingefaßt zu werden.

Der also Geschmeichelte zog langsam seine Brieftasche hervor und sie zwischen den gespreizten Fingern haltend, sagte er neckend:

„Hier ist die Zielscheibe Eurer Wünsche und Eures guten Humors, Ihr Schelme! — Hab' ich's getroffen?“

„Getroffen, Directorchen!“ riefen Einige. —

„Aufgemacht!“ schrieen Andere, indeß Alle die Hände hinhielten.

„Geduld, Ihr Unholde! — laßt mich gewähren und meine Berechnung erst machen!“

Dies sagend, öffnete der Lieutenant die Brieftasche mit wichtiger Miene, beäugelte deren Inhalt und übersah prüfend den um ihn sitzenden Kreis.

„Nur nicht gekargt, das rath' ich Euch!“ rief ein Premier-Lieutenant, ihn scharf auf's Korn nehmend.

„Ein Billet? — das stände mir an!“ schmollte ein Fähnrich, und erhaschte noch ein zweites.

„Mohrensapperment, unter einem halben Dutzend dürft Ihr mir nicht kommen, Bruderherz!“ brummte ein alter Haudegen, eine Anzahl Damen hernennend, die der nächsten Vorstellung beizuwohnen wünschten, und denen er sie auf's Ehrenwort zugesagt hatte.

Nachdem die Austheilung nach vielen Debatten endlich beseitigt war, sagte der Commissair, sich mit einem sarcastischen Lächeln an den sogenannten Director wendend:

„Nun sag' mir aber, Du Glückspilz, ist's denn

wahr, was man sich so allgemein in's Ohr raunt, daß die allerliebste, so allgemein bewunderte Legationsräthin Dich zu ihrem Adonis . . ."

„Pah!" rief der Aufgeblasene, die Hand auf des Sprechers Mund legend, „was zum Teufel fällt Euch ein, Freundchen!" und sich den Schnauzbart streichelnd und die Cravatte zurechtziehend, schmunzelte er mit geckenhafter Cokefterie, indem er sagte: „Ich bin ein Edelmann, und als solcher weiß ich die Gunst einer schönen Dame zu schätzen!"

„Heiliges Kreuz Donnerwetter über einen solchen ehrlosen Hallunken!" brauste der Oberförster, der bislang wie eingewurzelt dagestanden, mit dem spanischen Rohr auf den Boden stampfend, und dem großprahlerischen Lieutenant einen verächtlichen Blick zuwerfend, stürzte er, den Hut auf den Kopf stülpend, wie ein Wahnsinniger aus dem Zimmer.

Alle sahen einander verdutzt an.

„Ich glaube, das heilige Kreuz Donnerwetter galt Euch, Lieutenantchen!" witzelte der schwarzgekleidete alte Herr, der in der Ferne einen stummen Zuhörer abgegeben hatte, jetzt näher tretend. „Nehmt Euch in Acht! — Der alte Eisenfresser ist

ein Waidmann, so ein geladenes Rohr trifft auf ein Haar!"

„Vermuthlich ein Stück von einem Landjunker!" rief der Lieutenant, seinen Aerger unter einem Lächeln verbergend, und stürzte ein volles Glas hinunter.

„Nehmt's nicht so leicht, Freundchen!" nahm Jener wieder das Wort; „der ungehobelte Landjunker scheint's auf Euch gemünzt zu haben; denn seine Augen rollten wie Feuerkugeln und schossen auf Euch verderbende Blitze! — Ich habe ihn beobachtet!"

„Nun, er mag kommen, der ungeschliffene Sansfaçon, wenn's ihm nach einem Aderlaß gelüstet!" rief der kecke Lieutenant, sich in die Brust werfend und sich um einige Zoll höher richtend.

„Wir sind dabei, Bruderherz! — mag er kommen!" riefen Alle, und hoben, wie bekräftigend, die Rechte in die Höhe.

Dann griffen Alle nach Degen und Hut und in wenig Augenblicken war der Saal leer bis auf den alten Herrn, der mitten im Zimmer stand und, ihnen nachsehend, rief:

„Ich möchte wetten, der alte Waidmann nimmt's

mit Euch Kriegshelden einem nach dem andern auf! — Wer er aber wohl ist, der alte Bärenhäuter? — gewiß ein Stück von Verwandten des Legationsraths. — Am besten thue ich, ich gehe zur Bürgermeisterin, die kann mir am genauesten Bericht abstatten, denn die kennt ja die Genealogie desselben von A bis Z."

Siebentes Kapitel.

Entrüstet und im höchsten Grade aufgeregt, eilte der biedere Oberförster nach des Legationsraths Hause. Christine erschien im Hintergrunde der Hausflur, und da sie ihn nicht kannte und er nach der Legationsräthin fragte, berichtete sie höflich, sie sei oben auf ihrem Zimmer und fragte dann nach seinem Namen, damit sie ihn der Herrin melden könne.

„Ei, Jungfer Christine, kennt Sie denn den Herrn Onkel Oberförster nicht?" kicherte der ehrliche Johann, der leise herbeigeschlichen war. „Na, das wird eine Freude sein!" jubelte er mit heiterer Miene, und hob schon den Fuß, die frohe Botschaft zu verkünden, wovon ihn jedoch der Oberförster zurückhielt, indem er sagte:

„Nicht so rasch, mein Freund! — Bevor ich meine Nichte sehe, hab' ich ein Wörtchen unter

vier Augen mit Jungfer Christine zu sprechen, und Ihr, guter Johann," fügte er freundlich hinzu, „verschweigt mein Hiersein und sorgt, daß wir durch Niemand gestört werden." —

„Mit tausend Freuden, Herr Oberförster, bin ich dazu bereit!" rief Johann und rieb sich die Hände vor Entzücken, denn die ehrliche Haut war der festen Meinung, es gelte, seiner lieben Herrschaft eine Ueberraschung zu bereiten.

Christine führte den lieben Gast in das freundliche Zimmer der abwesenden Bauräthin, nahm ihm Hut und Stock ab und bat ihn in ihrer gutmüthigen Weise, es sich doch recht bequem zu machen, dabei bedauerte sie recht von Herzen, daß die liebe Bewohnerin dieses Zimmers ihren Gast hier nicht selbst willkommen heißen könne, wodurch ihr eine große Freude entginge. —

Der Oberförster schien wenig von der Artigkeit, womit die Alte ihn überhäufte, zu hören, denn er antwortete nicht nur nicht darauf, sondern stemmte beide Hände auf die Knie und sagte, vor sich nieder sehend, verstimmt und mürrisch:

„Mir ist da so manch' wirrsches Zeug zu Ohren gekommen, Frauenzimmerchen, das mich vermuthen

läßt, meine Nichte führe nicht eben den besten Lebenswandel in ihrer Ehe."

Christine, obgleich im Innersten nicht ganz zufrieden mit ihrer jungen Herrschaft, war ihr doch auch nicht böse, um ihr irgend schaden zu wollen. Die gute Seele wußte in ihrer Einfalt nicht, was sie darauf antworten sollte, und vermehrte durch ihr Räuspern und Hüsteln, sowie durch ihr unstetes Umhersehen, den Verdacht des raschen, charakterfesten Mannes nur noch mehr, und nach wiederholtem und nicht ganz sanftem Eindringen sagte sie endlich begütigend:

„Ach, lieber Herr, wer hat nicht seine Fehler, und noch dazu in den lieben Jugendjahren! Da muß man ein bischen Nachsicht haben. — Die Frau Legationsräthin sind doch im Grunde gut und haben das Herz auf der rechten Stelle — und wenn das rasche Blut nur erst etwas ausrumort hat — gewiß, lieber Herr, da wird Ihre liebe Frau Nichte noch die ehrbarste Matrone von der Welt."

„Hole der Teufel die Nachsicht, wo Ehre und guter Name auf dem Spiele steht!" polterte der Oberförster in bitterm Unmuth. „Ich habe dem

Legationsrath meine Nichte zur Hausfrau, nicht aber zur Figurantin öffentlicher Kritik gegeben. — Und um dem Unwesen einstweilen ein Ende zu machen, bin ich gesonnen, die Gefallsüchtige mit auf's Land zu nehmen, damit sie im Betriebe häuslichen Verkehrs das leidenschaftlich-sprudelnde Blut abkühle und die Frauenwürde in ihrer wahren Natur zu schätzen und zu üben lerne."

„Das würde meinem braven Herrn den Tod bringen!" seufzte Christine tief auf. „Nein, Herr Oberförster, so grausam können, werden Sie nicht handeln, dazu sind Sie, glaub' ich, viel zu gut, um zwei Herzen zu trennen, die einander angehören! — Glauben Sie mir, ich kenne meinen guten Herrn, wie mich selbst; ich war die Erste, die ihn in's Leben trug und ließ ihn nie aus den Augen, darum, lieber Herr," schmeichelte sie, dem Aufbrausenden wehmüthig in's Auge schauend, während dem ihrigen heiße Thränen entrollten, „stehen Sie ab von Ihrem Vorsatze! Mein Herr liebt Ihre Nichte, trotz ihrer Leidenschaftlichkeit, warm und herzlich, und seine übertriebene Nachsicht soll, wie er meint, nur als Mittel dienen, ihre junge, leichtbewegliche Seele allmälig für

sanftere, erhabenere Empfindungen zu stimmen und empfänglich zu machen, statt dagegen ein zu ernster, rascher Eingriff ihr Herz leicht erbittern würde, das ihm kindlich vertrauend anhängt und seinen gediegenen Werth mit der Zeit immer mehr kennen und schätzen lernen wird."

„Das sind mir zu hoch geschrobene Liebesfloskeln, die mein schlichter Verstand eben nicht gut heißen kann!" rief der Oberförster kopfschüttelnd, „ich halt's damit, ohne Umstände durchzugreifen, wenn's mal sein muß und nicht lange Federlesens zu machen; denn, mag Sie sagen, was Sie will, liebe Jungfer, man sieht's dem blassen Manne schon an, wie ihn der heimliche Gram verzehrt — —"

„Sie sahen den Herrn Legationsrath?" fiel Christine mit gesteigerter Angst ein.

„Wohl sah ich den gebeugten Mann vor etwa einer Stunde über den Marktplatz schleichen — sah er doch so düster vor sich hin, als sei Alles um ihn her für ihn nicht mehr in der Welt."

„Das ist so des guten Herrn Weise," begütigte die Alte, „wenn's nach der Conferenz geht, da hat der gar zu pflichtgetreue Herr den Kopf noch immer so voll von diesem und jenem, was dort vor-

genommen und durchgeführt werden soll, daß sie sich selbst fast darüber vergessen."

Der Oberförster konnte sich eines Lächelns nicht entwehren über die possirliche Weise, mit welcher die treuherzige Person ihre Herrschaft in's Licht zu stellen suchte, und wieder fuhr sie fort:

„Da sollten der Herr Oberförster das liebe Pärchen aber nur daheim beobachten, wie sie zärtlich und liebevoll miteinander umgehen, und wie der Herr der schönen Stimme lauscht, wenn sie singt und spielt, und wie sein Auge lächelt, wenn sie so kindlich froh um ihn herum hüpft und wie sie dagegen auch bemüht ist und es versteht, jedes aufsteigende Wölkchen von seiner Stirn wegzutändeln; ja, oft nennt sie der Herr seine kleine Zauberin — und, lieber Herr," setzte sie eindringlich hinzu, „bedenken Sie nur, würde die gute vortreffliche Frau Bauräthin, die ihren Sohn über Alles liebt, wohl das Haus verlassen haben, wenn sie irgend eine Befürchtung für die Ruhe ihres Sohnes gehabt hätte? Sie schied in Frieden von hier und sucht durch liebe ermahnende Briefe auf das Gemüth der Schwiegertochter einzuwirken — und gewiß, sie verfehlen ihre Wirkung nicht, denn sie

liest kein Schreiben ohne Thränen zu vergießen. Denken Sie nur, lieber Herr, vor einigen Tagen komm' ich in's Zimmer, da reicht sie mir einen Brief zu lesen und rühmt die Frömmigkeit der edlen Frau und frägt dann: „was meinst Du, gute Christine, sollt' ich wohl auch noch einst so brav und fromm werden, wie diese edle Frau, die ich in tiefster Seele verehre und mir zum Vorbilde genommen habe?“ Dabei sprach sich eine rührende Sehnsucht nach der Entfernten aus und ich hoffe, sie wird bald zu uns zurückkehren . . .“

Obwohl diese gutgemeinten Worte der Redeseligen den geradsinnigen Biedermann wenig beruhigten, so hatte ihn doch die Anhänglichkeit der Alten etwas gerührt, das heiße Blut einigermaßen abgekühlt und ihn zum ruhigern Nachdenken gebracht. Mit untergeschlagenen Armen, den Kopf auf die Brust gesenkt, schritt er stillsinnend im Zimmer umher.

Eine Pause trat ein. — Christine, die Hände gefaltet, schritt nicht von der Stelle, jede Bewegung des Aufgeregten verfolgend.

In des Oberförsters Seele schien plötzlich ein

Lichtstrahl aufzutauchen, und die Anwesenheit Christinens vergessend, rief er laut:

„Wie, wenn die rohen Burschen sich mehr herausgenommen hätten, wie wahr ist? — Wenn Helene jetzt, wie immer, unbedachtsam gehandelt, aber jetzt noch, wie immer bei ihren Verirrungen, dennoch unschuldig wäre?“ — Er stand still, rieb sich die Stirn und sprach dann barsch: „Ein Mittel, die Arglose vor den Fallstricken ruchloser Verführung zu schützen, hab' ich in Händen, es ist bitter — sehr bitter — wird ihre Seele verletzen — ob ich's anwende?“

Dies sagend, legte sich seine umwölkte Stirn in noch tiefere Falten, indeß ein Zug unendlichen Seelenschmerzes um seinen Mund zuckte; und ein mit mehren Siegeln versehenes Paquet hervorziehend, betrachtete er es wehmüthig und lange, dann rief er entschlossen und gefaßt:

„Ja, so sei es, diese Flammenschrift soll die Leichtsinnige aufrütteln aus ihrem Sinnestaumel, und ihrer verderblichen Eitelkeit und Gefallsucht steuern — zerknirscht möge sie einsehen, wohin ...“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, was haben Sie vor, Herr Oberförster?“ rief plötzlich Chri-

stine, sich ihm verschüchtert nähernd und ihm die Arme flehend entgegenstreckend, vertrat sie ihm den Weg und bat und beschwor ihn unter Thränen, seiner Nichte zu schonen, da sie ja doch so engelgut sei. — „Noch neulich", fügte sie hinzu, „als eine heftige Krampfkolik mich dem Tode nahe brachte, hat die Seelengute eine ganze Nacht vor meinem Bette gesessen, und obgleich es mir durchaus an keiner Pflege fehlte, wich und wankte sie dennoch nicht eher, trotz allen Zuredens, bis die Gefahr vorüber war und ich sie selbst bat, sich zu entfernen, da ich Müdigkeit spürte, und ihre Gegenwart mir nur hinderlich sein würde. — Sehen Sie, lieber Herr, das that sie einer armen Magd, und darum hab' ich und wir Alle sie auch in unser Herz geschlossen, und leiden nicht, daß ihr ein Leid geschieht!"

Die Heftigkeit des Biedermannes hatte sich jetzt um vieles gemindert, seine krause Stirne glättete sich, und das Paquet wieder in seinen Versteck schiebend, sagte er weicher gestimmt, die Alte freundlich ansehend:

„Ja, bös' von Herzen ist gerade Helene nicht aber jedem Eindruck augenblicklich hingegeben, sind

solche leidenschaftliche Gemüther oft die allergefährlichsten! — Doch," fuhr er, der alten Vertheidigerin traulich die Hand reichend, mit Würde fort, „doch ich will mich bezwingen, will gelassen sein, meine Nichte soll keinen zu strengen Sittenrichter in mir finden! — Ich werde prüfen und als Mann von Ehre und Gewissen handeln."

Er schritt rasch vor der Alten vorbei. Der ehrliche Johann, ihn gewahrend, kam ihm entgegen und fragte:

„Darf ich der Frau Legationsräthin jetzt die Ankunft des Herrn Onkels Oberförster melden?"

„Ist nicht vonnöthen, mein Freund, ihre Nachtigallenkehle zeigt mir schon den Weg, den ich zu nehmen habe," antwortete der Oberförster und eilte nach der Gegend, woher die rührende Stimme kam.

Helene sang die Arie aus dem Freischütz „und ob die Wolke sich verhülle," u. s. w., mit so viel Gefühl und so glockenreiner Stimme, daß dem braven Manne unwillkürlich die Thränen vor frommer Rührung in die Augen traten, und er noch eine Stunde horchend an der Thür gestanden hätte, wäre sie mit ihrem Gesange nicht bald zu Ende gewesen.

Achtes Kapitel.

„Onkel! liebster, bester Onkel!" — schrie Helene laut auf vor Freude, als der Oberförster in das Zimmer trat. Sie hing an seinem Halse, sie weinte und lachte durcheinander wie ein Kind; sie küßte ihm Stirn, Mund und Hände, und rief dazwischen: „Willkommen, willkommen, Herzensonkelchen! — Was macht denn die gute Tante, sie ist doch wohl? — Denkt sie auch wohl noch zuweilen an ihre Helene? — Ach, warum ist die Gute nur nicht mitgekommen."

Und wie von einer Anwandlung von Wehmuth befangen bei dem Gedanken an die edle Frau, verstummte plötzlich ihr Mund, sie legte das Lockenköpfchen schmeichelnd an die Brust ihres Wohlthäters und horchte der Antwort.

„Die Tante läßt Dich herzlich grüßen, Helene, auch ist sie wohl und noch rührig und thä-

tig wie immer," erwiderte er, sie aufrichtend und die reiche Lockenfülle von ihrer schönen Stirn zurückwischend, blickte er sie lange und forschend in das sanfte Taubenauge; das ihm so kindlich fromm zugerichtet war, dann rief er männlich bewegt:

„Nein, nein, es kann nicht sein, es ist erlogen! — aus diesem Auge spricht nicht die Schuld!" — Und das schöne Lockenköpfchen mit beiden Händen umfassend und einen väterlichen Kuß auf ihre schöne Stirn drückend, sprach er wehmütig:

„Nicht wahr, Kind, Du warst, seit wir uns nicht sahen, immer gut und fromm, übtest mit reinem Herzen die Pflichten treuer Gattenliebe, wie Du an heiliger Stätte Deinem Verlobten gelobtest? — warst der redlichen Frau, die Dich, eine arme Waise, mit Mutterliebe umfing, eine gute, folgsame Tochter? — Sprich, Helene, warst Du das immer und unverändert?"

„Onkel, mein Gott, lieber Onkel," fiel Helene erschrocken ein; „wie kommen Sie zu dieser Frage? — Wie Ihr Auge mich so durchbohrend anstiert?"

„Wie — Du scheust das Vaterauge?" fragte heftig der Oberförster, seine Hände hastig zurückziehend und einen Schritt zurücktretend; „doch nein,

nein!“ rief er dann, wie sich selbst beruhigend: „es war ja nur meine rauhe Stimme, die das arme Kind erschreckte,“ und sanfter setzte er hinzu, ihr die Hand reichend, „nicht wahr, Helene, es war erlogen, was die böse Welt Dir nachsagt? — Du bliebst fromm und gut, wie Du es mir zu sein in die Hand gelobtest? — sprich, Helene — sage „Ja!“ und ich will die Stunde segnen, die mich zu Dir führte.“

Eine momentane Stille erfolgte.

Helene, beide Hände vor das zu Marmor erbleichte Gesicht drückend, stand, während er die Worte sprach, wie eingewurzelt da; dann aber sank sie, gleich einer Büßenden, zu seinen Füßen und versuchte dem zürnenden Blicke zu entgehen, in namenloser Angst die Knie ihres strengen Richters zu umfangen. — Dieser aber trat abwehrend zurück, und sie mit Abscheu betrachtend, sagte er mit dumpfer, herzzerreißender Stimme:

„Also doch schuldig! — O mein Gott! — mein Gott!“

Dann sich von ihr abwendend und die geballte Faust auf die breite Brust drückend, die vor Schmerz zu zerspringen drohte, donnerte er zornglühend, in-

deß der Fußboden unter seinen gewaltigen Schritten dröhnte, vor sich hin:

„Diese Schande zu erleben! — Also darf denn der ehrlose, nichtswürdige Bube ungestraft triumphiren — darf sich unverhohlen öffentlich der Gunst dieses leichtsinnigen Weibes rühmen und den ehrenvollen, makellosen Namen des betrogenen Gatten unter seinen Cumpanen schamlos preisgeben und seine Ehre ungescheut brandmarken..."

Wohl hatte die harte Anrede des gefürchteten Oheims Helenen aus ihrem geträumten Himmel in den Staub gedrückt, und sie anfangs aller Fassung beraubt; denn wohl sagte ihr eine innere Stimme: sie habe ihr Versprechen nicht ganz in dem Maße erfüllt, als es die Pflicht geheischt und der strenge Oheim von ihr gefordert hatte, und schon war sie im Begriff, ihr Unrecht zu gestehen und Besserung zu geloben. Doch die letzten Donnerworte und der verächtliche Blick, den er ihr zugeschleudert, hatte sie sich wiedergegeben. Langsam, gespenstisch bleich und sich mühsam aufrichtend, horchte sie mit weit aufgerissenen Augen, die gefalteten Hände auf die wogende Brust gelegt, der schändlichen Beschuldigung zu, sah die Aufregung, die sich in seinen Mie-

nen, in jeder seiner Bewegungen ausdrückte. Sie rang nach Athem, dann hauchte sie kaum hörbar: „Oheim, lieber Oheim!“ und streckte die Arme ihm flehend entgegen.

Doch der Oheim hörte nicht, die Hände auf den Rücken gekreuzt, den Kopf, auf dessen Stirn die Zornader zum Zerspringen angeschwellt war, tief auf die Brust gesenkt, schritt er verdüstert auf und ab, ohne auf Helene zu hören, die sich jetzt ermannt und ihm gefasster entgegentrat.

„Oheim!“ sprach sie mit weicher, aber tief gekränkter Stimme, „bester Oheim, nehmen Sie Ihre Beschuldigung zurück; denn, bei dem großen Gott, ich habe sie in dem Maße nicht verdient! Wohl sagte mir mein Gewissen bei Ihrem strengen Blick und Ihrer ernsten Anrede, ich hätte besser, viel besser sein können, als ich es war — hätte der mütterlichen Warnung besser Folge leisten und mich der Häuslichkeit mehr unterziehen sollen — aber lasterhaft — nein, bei dem allwissenden Gott — lasterhaft war ich nicht!“

Der Oberförster athmete wieder auf.

„Du giebst mir das Leben wieder, Helene!“ rief er, vor ihr stehen bleibend und sie stark fixi-

rend, „denn diesem offenen Blicke hoff' ich, darf ich trauen. Doch danke Gott, mein Kind, setzte er bewegt hinzu, daß Du dieser heillosen Rotte ehrloser Wüstlinge rein und makellos entgangen bist, denn bei dem ewigen Gott, es war auf Deinen Untergang abgesehen. – Glaube mir, Helene, die vergnügungssüchtige Gattin wird leicht zur pflichtvergessenen, und diese steht dem Falle sehr nahe! — Darum, Helene, fliehe sie wie die Pest — ein unbewachter Augenblick reicht oft hin, die Gattin mit Schande zu stempeln und die Ruhe und den Frieden ganzer Familien zu zerstören."

Und nun schilderte der Biedermann mit ernster Wahrheit die Scene, der er beigewohnt hatte, und wie dieser leichtfertige Patron auf die Neckereien verlebter Fants, sich auf sehr ehrenrührige Weise ihrer Gunst gerühmt und gebrüstet habe.

Helene schauderte in sich zusammen.

„O mein Gott, in welche Hände bin ich gerathen!" stöhnte sie erbleichend, „o wäre ich den Worten meiner Schwiegermutter gefolgt, es wäre nie geschehen! — Ich hätte das Haus der Burgemeisterin fliehen," klagte sie sich an, „und ihren Einflüsterungen kein Gehör geben sollen —

aber wie konnt' ich ahnen, daß hinter so erheuchelter Freundschaft so viel Tücke und Bosheit versteckt war."

Und mit leidenschaftlicher Aufregung den väterlichen Freund umhalsend, gelobte sie bei Allem was ihr heilig, diese leichtfertige Gesellschaft und alle ihre verführerischen Vergnügungen fortwährend zu meiden und nur im Kreise stiller Häuslichkeit inmitten der Ihrigen ihr Glück zu finden.

„Gott stärke Dich dazu, Helene, damit ich mir dereinst nicht selbst Vorwürfe zu machen habe, daß ich unterließ, was ich bei Deinem leidenschaftlichen Charakter nicht hätte sollen, und was Dich vielleicht vor Leichtsinn bewahrt hätte," sagte tief bewegt der Oberförster. — „Doch Deine heitere Jugend nicht zu trüben, bewahrte ich ein Geheimniß in meiner Brust, das aus dem Munde einer Sterbenden mir heilig war, Dir aber als Lehre dienen soll, wohin der Leichtsinn eines Weibes führen kann, wenn sie die häuslichen Pflichten, die ihr obliegen, verabsäumt, oder gar lästig und langweilig findet, ihr Vergnügen und ihren Zeitvertreib dagegen außer dem Hause sucht. Komm, setze Dich zu mir, Helene, und laß diese Stunde gesegnet

sein, in der ich Dir vertraue, was noch Niemand, außer meiner Gattin, je von mir erfuhr und auch fernerhin Jedem ein Geheimniß bleiben soll.

Es mögen etwa acht Jahre sein, als ich in herrschaftlichen Diensten eine Reise zu machen hatte, die mich ziemlich weit ins Ausland führte," hob der Oberförster an. „Es war um die Herbstzeit und schon ziemlich kühl. Ich kam nach Mittag in einem kleinen Grenzstädtchen an, woselbst ein Markt abgehalten, und der deshalb überfüllt von Menschen war. Alle Gasthöfe waren gepfropft voll und ich mußte mich mit einem Quartier in einer Art Kneipe behelfen, woselbst eine gutmüthige Wirthin mir ihr eigenes Kämmerchen abstand und mir in der Bedienung nichts zu wünschen übrig ließ.

Ich hatte mich bereits restaurirt und da ich schon am andern Morgen wieder abreisen wollte, ließ ich meinen Mantelsack unangerührt und vertrieb mir die Zeit, aus dem Fenster, das die Aussicht nach dem Marktplatz bot, dem Gewühl der Menschenmasse zuzusehen. Buden und Stände wurden abgerissen, Kisten verladen, dabei hin und wieder noch ein kleiner Handel gemacht. — Plötzlich erhob sich ein ungeheurer Zusammenlauf von Men-

schen. Ich fragte, was es gäbe, und hörte von einem Vorübergehenden, es sei wahrscheinlich ein Dieb, dem man nachsetze.

„Nein, kein Dieb," rief eine Baßstimme, „der Marionettenspieler ist's — er ist betrunken, und hat sein Weib fast halbtodt geschlagen. — Man ruft schon die Polizei herbei!"

Ich hielt diese Aussage für unwahr oder doch übertrieben, verschloß mein Kämmerchen und ging, um mich von der Wirklichkeit eines so unnatürlichen Schauspiels auf öffentlicher Straße zu überzeugen. Schon aus der Ferne schallte mir ein heftiges Zankduett entgegen und bald sah ich mich in einem dichtgeschlossenen Knäuel von Menschen, der immer dichter und größer ward. — Was sich jetzt meinem Blicke zeigte, war schauderhaft und unmenschlich zu nennen.

Ein altes, spindeldürres Weib hielt mit aller Kraft einen trunkenen Kerl zurück, der ein junges Weib, das vor ihm auf der Erde lag, mit derben Faustschlägen zusetzte, und dabei die abscheulichsten Flüche ausstieß.

„Und wenn Ihr mich todtschlagt — ich gehe

nicht mit!" rief eine heisere matte Stimme; „habt Erbarmen — laßt mich frei."

„Frei lassen!" grollte der Trunkenbold; „warte, ich will Dir lehren, was Du sollst!" — und von Neuem fing er an sie zu mißhandeln.

Mit aller Mühe war ich jetzt so weit durchgedrungen, daß ich die Gruppe übersehen konnte; ein eilfähriger Knabe hielt eine halb zerbrochene Violine im Arm, die er heulend und unter Schelten betrachtete, während ein etwas jüngerer auf der Erde umherkroch und allerhand Garderobestücke zusammensuchte und in eine offenstehende Kiste trug, worin angekleidete Marionetten, Instrumente rc. rc. lagen. — Die Alte war noch immer beschäftigt, den Trunkenbold zu besänftigen und schien die Friedensstifterin zwischen Beiden abgeben zu wollen und inniges Mitleid mit der Gemißhandelten zu haben, die jetzt halbohnmächtig gegen die Kiste gelehnt und die Augen fest geschlossen hielt.

In diesem Augenblick erschien die Polizei, stob die Menge auseinander und versuchte die Veranlassung dieses Scandals zu erforschen, während der Zornglühende fortwährend schimpfte und tobte.

Ich benutzte diese Gelegenheit, zog die Alte bei

Seite und fragte: ob Jene dort seine Frau oder etwa seine Tochter sei, und weshalb er so grausam gegen sie verfahre?

„Sie ist weder seine Frau, noch ist sie unsere Tochter," erwiderte die Alte verdrießlich, „sie ist uns eine wildfremde Person, die wir eines Tages halbverkommen auf der Heerstraße fanden und aus Mitleid auf den Karren luden."

Während sie dies sagte, hatte ich den examinirenden Polizeibeamten fortwährend im Auge behalten. Der Verhörte zog mit trotziger Miene jetzt eine zerfetzte, schmutzige Brieftasche hervor, blätterte darin, und seinem Inquisitor ein Blatt Papier reichend, sprach er grimmig:

„Herr, — hier steckt Eure Nase herein — ich bin kein herumziehender Vagabund, wie ihr meint! — Ich bin ein gelernter Mechanikus und treibe meine Kunst mit Ehren! — Meine Abgaben habe ich ehrlich entrichtet — dafür verlange ich Schutz und Beistand von Euch — das heißt," setzte er mit lallender Zunge hinzu, „das heißt so viel, Ihr sollt dieser widerspänstigen Person da lehren, wie sie sich gegen ihren Brotherrn zu verhalten hat."

Mit diesen Worten überreichte er ein zweites vergilbtes Papier, und nickte schadenfroh der Alten zu, die sich ihm jetzt zur Seite gestellt hatte, und ungeduldig und ängstlich die Hände rieb.

Mit wichtiger Miene prüfte der Mann des Gesetzes die erste, dann die zweite Schrift und sie dem Inhaber wieder zurückgebend, sagte er barsch: „Es ist Alles in der Ordnung!" — Und sich nicht ohne Mitleid zu der Angeklagten wendend, die jetzt den matt aussehenden Blick auf ihn gerichtet hatte, sagte er beschwichtigend und nicht ohne Theilnahme:

„Ich kann Euch nicht helfen, arme Frau, der Contract ist in aller Form bündig. — Ihr habt Euch auf vier Jahre als Directrice des Marionettentheaters bei diesem Manne verdungen — zwei Jahre sind vorüber, es steht Euch zu, die zwei noch fehlenden in derselben Qualität Eurem Brotherrn zu dienen — und nun haltet Frieden mit einander, damit der Scandal endlich aufhöret."

Diese Andeutung wirkte zermalmend auf die Unglückliche, ein Schmerzensschrei und die Worte: „Herr, mein Heiland! — nur ein Obdach, wo ich

meine Seele aushauchen kann!" und sie sank wie leblos nieder. —

Ein Starrkrampf hatte die Verlassene auf eine Zeit ihrer Leiden entrückt.

Es entstand ein Tumult unter dem Volke. „Der Trunkenbold hat das arme Weib todtgeschlagen!" rief ein Auflader und hielt ihm die geballte Faust entgegen.

„Noch gestern", rief eine junge Frau, ein Kind auf dem Arme tragend, „hat sie uns die Königin Genovefa vorgespielt und alle Zuschauer bis zu Thränen gerührt!" —

„Der Kerl muß zur Verantwortung gezogen werden!" rief ein Dritter, „wir sind Zeugen seiner Grobheit und wie er sie gemißhandelt." —

„Ja, das sind wir!" nahm der Auflader wieder das Wort. „Der Hund muß ins Loch, wo ihm weder Sonne noch Mond bescheint!" —

Dabei gab er dem Künstler, der plötzlich vor Schreck fast nüchtern geworden zu sein schien, einen derben Rippenstoß, daß er einige Schritte vorwärts taumelte, indeß ein schallendes Gelächter von einem Theile des Volks erfolgte.

Die Alte weinte und meinte, sie würden, wenn

ihnen ihre Directrice abginge, an den Bettelstab gerathen, da sie durch ihre sanfte, schöne Stimme alle Zuschauer bezaubert, wodurch ihre Vorstellungen stets besucht und Beifall gefunden hätten.

Gerührt stand ich, das Bild des Elends betrachtend. — Die Spuren regelmäßiger Schönheit, die selbst noch aus dem verkümmerten, jetzt starrem Antlitz der Unglücklichen hervorleuchteten, trugen deutlich das Gepräge höherer Bildung. Die Kleidung, obwohl abgetragen und verwittert, auch nicht für die rauhe Jahrszeit passend, war kleidbar und paßte nicht zu der gemeinen Umgebung, in der sie gegenwärtig lebte. Alles sagte mir, die Unglückliche sei nicht für diesen Stand geboren und habe einst einer höhern Sphäre angehört. Ich fühlte, je länger ich sie betrachtete, immer regeres Mitleid mit dem verlassenen Weibe und wandte mich an den Polizeiofficianten mit der Frage, ob denn keine Möglichkeit vorhanden sei, sie aus den Klauen dieser rohen Menschen zu retten und ein Werk der Barmherzigkeit zu üben? —

Dieser schüttelte den Kopf, indem er sagte: „Ach Herr, wie wäre das möglich, es giebt genug Nothleidende im Orte selbst, als daß sich die Barm-

herzigkeit noch auf fremdes Gesindel erstrecken sollte. — Ich habe schon Vorkehrungen getroffen, der Karren mit dem alten Gaul wird bald ankommen, da wird sie aufgeladen und damit Basta."

In diesem Momente fuhr ein leichtes Cabriolet, in welchem ein ältlicher Herr saß, daher, und bei dem Anblick der Menschenmenge befahl er seinem Kutscher, still zu halten, um zu hören, was es dort gäbe. —

Der Polizeibeamte, obwohl in seinem Berufe strenge, war dennoch nicht ganz ohne Gefühl, denn er flüsterte mir zu: jener alte Herr in dem Wagen sei der Armenarzt, vielleicht könne er dem armen Weibe von Nutzen sein, wenn ich mich an ihn wendete.

Ich eilte zu ihm, stellte ihm die Sache vor und bat ihn, sich augenscheinlich von der Unmöglichkeit, die Unglückliche zu transportiren, zu überzeugen. Zugleich erbot ich mich, mein Scherflein gern beitragen zu wollen, sofern es möglich, die Leidende in ein Spital zu schaffen und sie der Tyrannei dieses Unmenschen zu entziehen. — Der menschenfreundliche Arzt fand sich nicht allein bereit,

mir zu folgen, sondern versprach auch, sein Möglichstes in der Sache zu thun.

„Die Person scheint todt zu sein!“ sagte er, nachdem er sie betrachtet hatte, sich zu dem Polizeibeamten wendend, dem dieser Ausspruch willkommen zu sein schien, denn er antwortete mit sehr verständlicher Stimme:

„Da muß ich Sorge tragen, daß ihre Beerdigung nicht der Gemeindecasse anheim falle; zuvörderst aber,“ donnerte er dem Künstler zu, „kommt Ihr in Untersuchung, ob Eure Mißhandlung nicht die Ursach ihres Todes ist, weshalb fürs Erste Arrest auf Euren Kram gelegt werden muß.“

Das saubere Ehepaar, das jetzt ganz verdutzt einander gegenüber stand, legte sich nun auf's Bitten und zog endlich in Begleitung des Pöbels seinem Quartier und dann dem Thore zu, froh, der Untersuchung auf diese Weise entgangen zu sein.

Die Halbtodte wurde nach dem Spital geschafft.

„Gottlob,“ fiel Helene, die des Oberförsters Erzählung mit immer steigender Theilnahme zugehört hatte, mit Rührung ein, „gottlob, daß der Zufall Dich dorthin geführt; gewiß wäre die Arme

dort umgekommen. — Doch erzähle weiter, bester Onkel, was ward aus der Beklagenswerthen? — gewiß hast Du sie nach Deiner Großmuth nicht außer Acht gelassen."

„Meine Berufsgeschäfte erlaubten nicht, daß ich mich dort länger aufhielt," hob der Oberförster wieder an; „doch ging ich, bevor ich am andern Morgen das Städtchen verließ, nach dem Arzte, sowie zu dem Armenpfleger, um daselbst ein namhaftes Sümmchen zu ihrer Verpflegung niederzulegen. In demselben Augenblicke, wo ich sie der Fürsorge der braven Gattin des Armenpflegers empfahl, trat ein junger Arzt, der eben seinen Morgenbesuch in den Krankenstuben gemacht hatte, in das Zimmer und berichtete: die neuaufgenommene Kranke sei jetzt bei völlig klarem Bewußtsein und ihr Zustand sei wirklich herzzerreißend. Die Augen fest geschlossen, liege sie, die Hände gefaltet, ohne auch nur ein Glied zu rühren. „Nach meiner festen Ueberzeugung," schloß er seinen Bericht, „ist sie mehr geistig als körperlich krank; sie verschmäht alle Medicin und bittet nur um ein stilles, ablegenes Plätzchen, wo sie zu Gott beten und ihre Seele in Ruhe aushauchen könne."

„Die Schilderung des jungen Arztes hatte einen tiefen Eindruck auf die Frau des Armenpflegers gemacht; sie erbot sich, ein Stübchen, das eine Verwandte inne gehabt, zu räumen, da in dem überfüllten Krankenzimmer, wo sie nur Stöhnen und Stoßseufzer höre, ihre kranke Seele doch schwerlich genesen könne.

Ich reis'te ab und versprach, bei meiner Rückreise dort wieder einzukehren, um dann weitere Beschlüsse wegen der Kranken, im Fall sie noch lebe, vorzunehmen, da, nach des Arztes Meinung, mein Erscheinen bei derselben jetzt nicht rathsam sei, vielmehr ihren Zustand nur verschlimmern könnte.

So sehr meine Geschäfte mich auch in Anspruch nahmen, der Gedanke an das unglückliche Weib verließ mich keinen Augenblick; besonders des Nachts in halbwachen Träumen erschien sie an meinem Bette, streckte die abgemagerten Hände mir flehend entgegen, aus ihren matten erstorbenen Augen rannen blutige Thränen und aus der eingefallenen Brust drängten sich hohle, schmerzliche Seufzer, die mir durch Mark und Bein gingen."

Der Oberförster schwieg; als zöge die Vergan=

genheit mit all' ihren Rückerinnerungen an seiner Seele vorüber, entstieg ein schwerer Seufzer seiner bedrängten Brust. Dann Helenen, auf deren Antlitz sich eine Todtenblässe gelegt hatte, mit Wehmuth anblickend, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Ein Zeitraum von ungefähr drei Wochen war verflossen, als ich gegen Abend das Städtchen wieder erreichte. Mein erster Weg war nach dem Krankenhause. Ich traf die Frau des Armenpflegers auf der Hausflur. Sie führte mich mit den Worten: „Gut, lieber Herr, daß Sie kommen noch finden Sie die unglückliche Frau am Leben," in ihr Zimmer, „vor etwa zwei Stunden ist der Arzt bei ihr gewesen, er hat auf ihre dringende Bitte erklärt, daß sie schwerlich den andern Tag erleben würde. Mit einer Seelenstärke, wie sich bei ihrer Schwäche kaum erwarten ließ, hörte sie diesen Ausspruch, dankte dem Arzt für seine ihr geleistete Hülfe und mir, die ich neben ihm stand, freundlich die Hand reichend, bat sie mich, ihr den letzten Liebesdienst zu erweisen, und ihr einen protestantischen Geistlichen zu verschaffen, dem sie beichten könne. Sie hoffe zu Gott, daß wenn sie das

heilge Abendmahl genossen, und ein wichtiges Vermächtniß in seine Hände gelegt, sie dem letzten Todeskampfe getrösteter entgegensehen könne."

Dies sagend, trocknete die gute Frau mit ihrer Schürze die Thränen, die unaufhaltsam von ihren Wangen flossen und recht vom Herzen zu kommen schienen. Als ich nach dem Verlaufe des Krankheitszustandes der Unglücklichen fragte, erwiderte sie wehmüthig und unter öfteren Absätzen:

„Anfänglich schien es mit ihr unter meiner besondern Pflege — denn ich muß sagen, lieber Herr, ich fühlte beim ersten Anblick mich zu ihr hingezogen — eine ganz gute Wendung nehmen zu wollen. — Sie nahm pünktlich die Arzeneien, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Ich hatte sie mit reiner Wäsche versorgt, und bemerkte mit Freuden, wie ihr Körper sich erkräftigte und ihr gebeugter Geist sich allmälig aufrichtete. Da, eines Morgens, kam das Gespräch auf ihre Zukunft. Sie vertraute mir, wie sie diesem abenteuerlichen Leben, das sie aus Noth zu ergreifen gezwungen gewesen, längst abhold sei und täglich Gott bitte, ihr Mittel und Wege an die Hand zu geben, wo sie ihren nothdürftigen Unterhalt durch Arbeit ver-

dienen könne. — Ich gedachte Ihrer Protection, mein Herr, und meinte, dazu könne wohl Rath werden, da sich ein großmüthiger Menschenfreund gefunden, derselbe, der sie aus der Gewalt ihres Peinigers befreit habe, und der für ihr weiteres Fortkommen gewiß sorgen werde, sofern es ihr fester Wille sei, sich einer ernsten Lebensweise zu unterziehen."

Die Erzählerin schwieg, und, als berühre sie etwas Ergreifendes, rückte sie unruhig auf dem Stuhle; dann sagte sie weich: „Ich weiß nicht, lieber Herr, ob es nicht gut gewesen, wenn ich ihr die Nachricht einstweilen noch verschwiegen hätte! — aber, Du lieber Gott, meine Absicht war, ihr eine Freude zu bereiten; auch schien es anfangs so, denn mit freudiger Hast fragte sie nach dem Namen ihres Wohlthäters, damit sie ihn in ihr Gebet einschließen könne. — Ich nannte Ihren Namen, lieber Herr, den ich auf Ihrer Karte gelesen hatte. Doch kaum hatte ich denselben ausgesprochen, so stieß sie einen lauten unarticulirten Schrei aus, ein Zittern durchflog den zarten Körper, dann sank sie in einen Starrkrampf, aus dem sie erst nach mehreren Stunden erwachte. — Ich

machte mir die bittersten Vorwürfe über meine Voreiligkeit, zumal unaufschiebliche Geschäfte meine Gegenwart im Hauswesen durchaus nöthig machten und ich sie einer Krankenwärterin überlassen mußte. Diese berichtete am andern Morgen: wie die Kranke die ganze Nacht gefiebert und sehr verworrenes Zeug gesprochen habe. Jetzt sei sie aber ruhig, bei voller Besinnung und trage großes Verlangen, mich zu sprechen.

„Ich eilte zu ihr. — Aber, lieber Herr, welch eine Veränderung war mit dem armen Weibe vorgegangen, matt und erschöpft streckte sie mir die brennend heiße Hand entgegen, ihre Augen schienen noch einmal so groß geworden zu sein und glänzten wie Sterne aus den tiefen eingefallenen Höhlen, indeß ein rosiger Schein auf ihren Wangen lag. Von diesem Tage an gab der Arzt die Hoffnung ihrer Genesung auf, er hielt ihren Zustand für das letzte Aufflackern der verzehrenden Flamme, die in ihrem Busen wüthe, denn selten nur blieb ihr des Tags ein Stündchen, wo sie frei von Fieber war, und dieses brachte sie, aufrecht im Bette sitzend, mit Schreiben zu. Von nun an schwanden ihre Kräfte zusehends, bald konnten

die zitternden Finger die Feder nicht mehr führen und sie bat mich, das beschriebene Papier in Verschluß zu nehmen. — Den Schlüssel verbarg sie jedesmal sorgfältig unter ihrem Kopfkissen. . ."

Plötzlich brach die Erzählerin ab, und meine Hand mit Hast ergreifend, sagte sie wehmüthig:

„Ach, lieber Herr, während ich hier berichte, stirbt vielleicht die arme Frau. — Ich glaube fast, sie trägt noch Etwas auf dem Herzen, was sie ihrem Wohlthäter vertrauen möchte; denn Ihren Namen trug sie beständig im Munde."

Sie führte mich mehrere Treppen hinauf, und kehrte schnell zurück, da die Hausklingel sich hören ließ.

Ein Fenster in der Thür ließ mich das Innere des kleinen Erkerstübchens übersehen, in welchem man kaum aufrecht stehen konnte, ohne die Decke zu berühren und das von einer mattleuchtenden Lampe erhellt war. — Die Kranke lag mit gefalteten Händen, die starren Augen dem Prediger zugewendet, aus dessen Händen sie das heilige Abendmahl genommen, und der nun in frommem Gebet die Segnungen des Allerbarmers auf sie herabflehte.

Von Schauern der Andacht ergriffen, stand ich auf der Schwelle und wagte kaum die Klinke zu berühren. Eine Pause trat ein. Der Prediger, der mir den Rücken zugekehrt hatte, hob dann mit weicher wehmüthiger Stimme an:

„Nachdem Du Dich mit Deinem Gott versöhnt, Deine begangenen Sünden bekannt und herzlich bereuet hast, auch auf die Gnade und Vergebung des barmherzigen Gottes in frommer Zuversicht bauen kannst, frage ich Dich im Namen des Erlösers:

„Hast Du nun in dieser Welt noch Etwas gut zu machen? — Die Frau des Armenpflegers sprach von einem Vermächtniß — sei es auch was es wolle, vertraue es mir, es soll richtig in dessen Hände kommen, dem Du es bestimmt hast."

Ich hatte die Thür so weit geöffnet, daß ich mit Mühe die Sterbende reden hören konnte. Sie eröffnete dem Prediger, daß sie der guten Frau ein Schreiben eingehändigt habe, von dem sie wünsche, daß es der Oeffentlichkeit entzogen würde, nicht um ihretwegen, denn sie habe mit der Welt abgeschlossen, aber um dem Ruf ehrenwerther Per=

sonen nicht zu schaden, wünsche sie, daß ein ewiger Schleier diese Schrift decke.

Ein unwillkürliches Geräusch mußte dem Prediger meine Gegenwart verrathen haben; er wandte sich um, und ich konnte nicht umhin, einzutreten. Doch kaum erblickte mich die Sterbende, so schauerte sie bebend zusammen; dann, als wolle sie mir die Arme entgegenstrecken, machte sie den Versuch, sich aufzurichten; doch da deckte Todesblässe ihre eingefallenen Züge, sie sank tief ächzend in das Kissen zurück — ein starres abschreckendes Bild jugendlicher Verirrung."

„O mein Gott!" rief Helene, leidenschaftlich bewegt, „welche Qual mußte die Unglückliche leiden bis zu ihrer Erlösung!"

„Wohl mußte sie das! — doch erkennen wir auch die wunderbare Fügung einer ewigen, allwaltenden Vorsehung, die oft mittelbar, oft unmittelbar die Schritte der Menschen leitet und Verborgenes zu Tage fördert."

Eine feierliche Stille heiligte die ernste Minute, die jetzt eintrat. Der Oberförster stand auf, schritt hastig, wie er zu thun pflegte, wenn er nicht mit sich einig war, durch das Zimmer, und schien

über Etwas sehr Wichtiges nachzudenken; bald griff er in die Brusttasche seines Oberrockes, dann zog er die Hand langsam und zögernd wieder zurück, — blieb dann stehen und richtete, wie prüfend, sein Auge auf Helenen, aus deren Auge jetzt Thräne auf Thräne perlte und die sehr angegriffen und matt aussah. Helene ahnte nicht, was in diesem Augenblicke durch den Geist des biedern Mannes ging, der, jetzt plötzlich zum festen Entschlusse gekommen, vor sich hin murmelte: „Ich will das arme Weib schonen — sie möchte leicht dem Schmerze unterliegen," das beabsichtigte Schreiben tief in seinen Versteck zurück schob und statt dessen eine Schnur von seinem Halse lös'te, an welcher ein kleines goldenes Kreuzchen hing, und es Helenen reichend, sprach er mit Weihe:

„Nimm, mein Kind, was seit jenem gewichtigen Augenblicke auf meinem Herzen ruhte und mir alle Sorge tragen half, die ich mit diesem Vermächtniß übernahm. Es sei fortan Dein Talisman, wenn Du strauchelst; es ist das Einzige, was der Unglücklichen blieb aus ihrer frühern Unschuldswelt. Unter heißen Thränen gab sie es dem Mann Gottes, mit der Bitte, es ihrem Ret-

ter zu überliefern, bevor sie das Abendmahl nahm. Und nun, Helene, weihe der Gefallenen eine linde Thräne — sie hat gesündigt, aber auch schwer gebüßt — doch ehre das Andenken der Unglücklichen, denn sie war — Deine Mutter!"

Als griffe eine kalte Hand erstarrend an ihr Herz, saß Helene geisterbleich ihrem Oheim gegenüber, dessen Schmerz so überwältigend war, daß es dem felsenfesten Manne, der selbst dem Schicksal trotzte, mächtig rüttelte und seinen sonst immer trocknen Augen Thränen entlockte.

„Mutter, meine Mutter!" stöhnte sie, aufwärts blickend, und die krampfhaft gefalteten Hände weit von sich streckend, schien sie ihren Seelenschmerz auszuhauchen. Dann sank sie zu des Oheims Füßen und das Kreuz an ihre Lippen drückend, schwur sie hoch und theuer, das Kleinod solle hinfort der Leitstern ihres Lebens sein; die treueste Pflichterfüllung solle hinfort ihr Augenmerk und ihr einziges Bestreben sein, ihren Gatten glücklich zu machen.

„Thue das, mein Kind, und Du wirst Dir den Himmel auf Erden bereiten, und nun fasse Dich, Helene, ich verlasse Dich auf ein halbes

Stündchen, um die ruhige Stimmung wieder zu gewinnen, mit der ich Deinem Gatten gern entgegen kommen möchte — und dazu bedarf es eines Gangs in die freie Luft."

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte hinaus.

Helene sank auf ihre Knie, ihre Lippen blieben stumm, aber die gefalteten Hände und der dem Himmel zugerichtete Blick zeigten — sie bete.

Neuntes Kapitel.

Wir erlauben uns, bevor wir das Bekenntniß der unglücklichen Agnes unsern geneigten Lesern mittheilen, eine Skizze aus ihrer frühern Jugend und ihrer verfehlten Erziehung niederzuschreiben, und hoffen dadurch einen großen Theil der Schuld dem unseligen Verhängniß zurechnen zu dürfen, das von ihrer Geburt an über sie verhängt und sie ein Opfer der Intrigue und Verführung werden ließ.

Nicht immer ist es ein Glück, der Bevorzugte eines günstigen Geschicks zu heißen. Franz Baumann war der Sohn eines der begütertsten Handelsherrn in B... Die Firma Baumann und Comp. stand hoch in der merkantilischen Welt und hatte sich ruhmvoll durch drei Generationen bewährt, um dann plötzlich durch die sinnlose Verschwendung ihre Ehrenhaftigkeit zu verlieren und

sammt dem Glanze dieses Hauses schmachvoll unterzugehen.

Franz Baumann hieß der Vater der unglücklichen Agnes, er kam als einziger Sohn schon im zwanzigsten Jahre in den Besitz von anderthalb Millionen, ohne noch den Werth des Geldes kennen und schätzen gelernt zu haben. Als zarte Treibhauspflanze ward er von einer fortwährend kränkelnden Mutter gehätschelt und gepflegt und alljährlich mit in Bäder genommen, was zu des zarten Knaben Nachtheil gereichte, denn statt ihn zu erkräftigen, machte ihn diese übertriebene Sorge und Nachsicht nur eigensinniger und unzugänglicher.

Mit Kummer und verschwiegenem Grame sah der redliche Kaufmann dieser verfehlten weibischen Erziehung zu; doch liebte er seine Gattin, die mit jedem Tage dem Grabe mehr zuwankte, da sie an einer unheilbaren Krankheit litt, und so oft er es sich auch vornahm, eine Aenderung mit des Knaben Erziehung vorzunehmen, so vermochte er es doch nicht, der Leidenden ihren Liebling zu nehmen, und so tröstete er sich denn mit dem Gedanken: Franz würde es ja mit der Zeit selbst einsehen, wenn er erst mehr zu Verstande käme.

Die Mutter starb. Der Knabe wurde confirmirt und so sehr der Vater es auch wünschte, den Sohn — wenn auch nur täglich eine Stunde — neben sich im Comtoir zu sehen, so konnte er es doch nicht erlangen. Franz zeigte weder Anhänglichkeit zum Vater, noch Liebe zum Geschäft. Er war träge und von kalter Natur. Sein Geist fand weder Geschmack an Lectüre noch an schönen Wissenschaften. Man gab es auf das schnelle Wachsthum und der Hausarzt rieth, ihn auf's Land zu schicken; was sogleich befolgt wurde.

Nach zwei Jahren kehrte er in's Vaterhaus zurück, wohl kräftiger und gewandter, aber ohne alle Energie zur thätigen Wirksamkeit, noch zu irgend einer ernsten Beschäftigung; wohl aber verstand er es, Geld unter die Leute zu bringen — was er in dieser Stunde wünschte und mit Golde aufwog, verwarf er in der andern Stunde wieder. Die freundlichen Ermahnungen seines guten Vaters belächelte er, oder zeigte ihm Trotz und Ungehorsam, so daß der brave Mann wohl einsah, daß von dem leichtfertigen, charakterlosen Sohn wenig Freude für sein Alter zu hoffen sei und, solle seine Firma fort floriren, er dieserhalb Vorkehrungen

treffen müsse, was seinem Herzen sehr wehe that, war es ja sein einziges Kind und ein von seiner Mutter ihm auf die Seele gebundenes heiliges Vermächtniß.

Eines Morgens kam der rührige Handelsherr zu ungewöhnlicher Stunde und sehr echauffirt in's Comtoir. Er war auf der Börse gewesen, hatte dort Verdruß und Widerwärtigkeiten zu bestehen gehabt, die sich auf seinen leichtsinnigen Sohn bezogen und den Ehrenmann schmerzhaft berührt hatten. Bei seinem Eintritt in's Haus hatte der Zufall gewollt, daß dieser ihm auf der Hausflur begegnete; aufgeregt, wie der Vater war, hatte es eine Scene zwischen beiden gesetzt, wie sie noch nie unter ihnen Statt gefunden und die der Sohn mit Uebermuth und sehr unzart entgegennahm. Noch nie hatte man den Kaufherrn so aufgeregt gesehen; er warf Hut und Stock von sich, schritt hastig, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, den Kopf auf die Brust gesenkt, durch das Comtoir. Aller Augen waren auf ihn gerichtet — Keiner wagte ihn anzureden. Er schien furchtbar mit sich zu kämpfen — seine Stirnadern schwollen immer stärker, seine Gesichtsmuskeln zuckten und seine

Augen schossen feurige Blitze. — Endlich rief er mit bebender, aber wuthentbrannter Stimme: „Nein, nein, so kann, so soll es nicht bleiben, das hieße ja moralisch zu Grunde gehen!“ und war in Begriff, auf seinen Platz zu eilen, als plötzlich seine raschen Schritte wankten — ein unarticulirtes Stöhnen und er sank zu Boden, indeß ein heißer Blutstrom aus seinem Munde quoll.

Alle eilten herbei, dem theuern Principal beizustehen; allein vergebens — er athmete noch, aber seiner Sinne beraubt, war er unfähig, irgend Etwas über den verschwenderischen Sohn, noch über seinen Nachlaß zu verfügen. In wenigen Stunden war er todt und Franz in dem Besitz eines Reichthums, der von seinen Vorfahren durch Fleiß, Kenntniß und wohlgelungene Speculationen redlich erworben und zusammengehalten, von dem nunmehrigen Besitzer auf die unwürdigste und sinnloseste Weise zerstreut werden sollte. —

In kurzer Zeit ward das solide Handelshaus der Sammelplatz von Libertins, Avanturiers und Schmarotzern. Man drängte sich förmlich zu ihm und der junge unerfahrene Mann sah sich dadurch geschmeichelt und fühlte sich wohl unter ihnen. Ihn

zu zerstreuen, führte man ihn in heitere Gesellschaften, wo Spieltische bereit standen, um denen sich die Spieler von Profession schaarten, denen Franz anfangs zusah, dann mit hineingezogen wurde und endlich große Summen verlor.

Zufällig machte er die Bekanntschaft einer gefeierten Sängerin von ausgezeichneter Schönheit. Es wurden Concerte auf seine Kosten arrangirt und große Geschenke gemacht, **Soirées musicales** in seinem Salon gegeben, woselbst es der schönen Künstlerin sehr wohl zu gefallen schien, indem sie den unbeholfenen Courmacher duldete; ja bald zeichnete sie den jungen Millionair unter ihren Verehrern zuweilen sogar aus, was seiner Eitelkeit sehr schmeichelte. Er bot ihr Hand und Vermögen, und nach kurzem Widerstreben ward die raffinirte Sängerin die Gattin des reichen Handelsherrn, unter der Voraussetzung, daß sie Herrin ihres Willens bleiben und ihrem künstlerischen Studium durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt würde.

Jetzt wurde das Unterste im Hause zu Oberst gekehrt, und Alles nach dem Geschmack der Gebieterin angelegt, die von dem Handelsverkehr durch-

aus nichts hören noch sehen wollte. Die Waarenlager wurden für schweres Geld in Nachbarhäuser verlegt und aus ihnen Wagenremisen und Pferdeställe gemacht.

Herr Strahle, erster Geschäftsführer des Baumannschen Hauses, sah diesem Treiben mit Unmuth zu; erlaubte sich mitunter wohl eines Tadels; ward aber von dem übermüthigen jungen Herrn mit Geringschätzung behandelt und in seine Schranken zurückgewiesen, da er sehr wohl wisse, was er zu thun habe und keines Hofmeisters bedürfe. — Das war mehr, als sein Ehrgefühl vertragen konnte. Bei allen vorkommenden Gelegenheiten war er von seinem Vater stets zu Rathe gezogen und mit Auszeichnung behandelt — und sein Sohn, den er auf seinen Knieen geschaukelt, dem er in Mußestunden Kartenhäuser gebaut, den er geliebt, wie sein eigen Kind — von ihm sollte er diese Nichtachtung ertragen — ?

Drei Jahre blieb dennoch der brave Mann in diesem Sodom und Gomorrha: da aber riß ihm die Geduld. Er sah den Ruin des Hauses kommen und da er ein bedeutendes Kapital als Antheil in der Handlung hatte, das er seiner Familie

zu erhalten verpflichtet war, so kündigte er seinen Posten, bekam sein Geld ausgezahlt, und zog, obwohl mit blutendem Herzen, mit Frau und Kind nach einem nahe gelegenen Provinzialstädtchen, woselbst er eine Handlung etablirte, jedoch mit dem Vorsatz, den jungen Baumann, der jetzt Vater eines allerliebsten Mädchens war, nicht aus dem Auge zu lassen und ihm bei vorkommenden Fällen mit Rath und That beizustehen.

Wir übergehen einen Zeitraum von zehn Jahren, in welchem der Reichthum unsers Verschwenders immer mehr zusammenschmolz, ohne die geringste Einschränkung in seinen Ausgaben zu machen. Den letzten bedeutenden Schlag erlitt er durch seinen schurkischen Geschäftsführer. Dieser ehrlose Mensch hatte sich die Fahrlässigkeit seines Principals zu Nutze gemacht, hatte doppelte Bücher geführt, falsche Wechsel und Papiere untergeschoben, und seit mehreren Jahren mit einer listigen Französin, welche die Stelle einer Gouvernante bei der kleinen Agnes, und die einer Ränkeschmiederin und Gesellschafterin bei der Frau vom Hause bekleidete, unter einer Decke gespielt, beide hatten sich einander in die Hände gearbeitet und in ihren Säckel gescharrt,

ohne bei dem sorglosen Ehepaar den geringsten Argwohn aufkommen zu lassen. Mit Hinterlassung eines kleinen Handbillets, in welchem der saubere Zeisig schrieb: er sei der Knechtschaft im Sklavenlande müde, und wolle suchen mit seiner Verlobten im freien Lande Amerika's sein Glück zu gründen, war er mit der leichtfertigen Französin davongeflogen, nachdem er alle Cassen geleert und eine Menge fälliger Wechsel und unbezahlter Rechnungen zurückgelassen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht dieses Unfalls. Der Credit des Baumann'schen Hauses hatte schon längst seinen guten Klang verloren; jetzt war es um ihn geschehen. Da die Casse leer, mußte die Zahlung eingestellt werden. Man drang auf Versiegelung. Die Dame des Hauses, von der man wußte, sie hatte nichts ins Haus gebracht, wohl aber durch ungeheure Ansprüche den Ruin des Hauses befördert, fand weder Mitleid noch Schonung; ja, sie mußte um den Schmähungen und Beleidigungen ihrer Gläubiger zu entgehen, ihnen oft ausweichen und sich vor ihnen verbergen.

Die Flüchtlinge wurden als Hausdiebe mit

Steckbriefen verfolgt, da die verschmitzte Französin, die Alles unter ihrem Verschluß gehabt, sämmtliche Preziosen, Gold- und Silbersachen, so wie alle werthvollen Sachen der Herrin mitgenommen hatte; doch ehe der Schneckengang des Gerichts an die fernen Behörden kam, war das saubere Pärchen im sicheren Hafen und freute sich seines Raubes.

Von nun an war Liebe und Eintracht unter dem Baumann'schen Ehepaare verschwunden. Einer machte dem Andern Vorwürfe, zu viel verbraucht zu haben, und das an Wohlleben gewöhnte Kind hörte von Morgens bis Abends nur Schelten und Zank von seinen Eltern. Ohne Rücksicht auf seine zarte Jugend, ward es von dem Vater, der jetzt seinen Unmuth, da er den Wein nicht mehr bezahlen konnte, in Branntwein zu ertränken suchte, lieblos und tyrannisch, von der Mutter kalt und herzlos behandelt. — Freunde und Tischgenossen hatten sich, ihr Schicksal beklagend, Einer nach dem Andern zurückgezogen. Leute, denen er mit vollen Händen gegeben, waren für ihn nicht mehr in der Welt, oder wichen ihm aus, wenn sie ihn kommen sahen, aus Furcht, er möchte mit irgend einem Anliegen kommen, das sie ihm nicht gut abschla-

gen könnten. Ja, manche meinten, es könne dem heillosen Verschwender nicht schaden, wenn er sein Stück Brot jetzt vor den Thüren sammeln müsse, da er das redlich erworbene Erbe seines braven Vaters vergeudet und sein Kind erbarmungslos an den Bettelstab gebracht habe. —

Nach etwa zehn Monaten bewohnte der frühere Millionair eine kleine Wohnung in der Vorstadt. Seine Gattin, nicht gewohnt, durch irgend eine weibliche Arbeit sich einen kleinen Verdienst zu schaffen, und die doch gewohnt war, gut zu leben, war gewissenlos genug, mit der Idee umzugehen, ihr liebliches Töchterchen dem Theaterdirector zur Disposition zu stellen, um, wie sie vorgab, das zarte Maienröslein für die Kunst heranzubilden, eigentlich aber, sie um so früher gesellschaftsfähig zu machen, und die Reize der sich entwickelnden Knospe nicht unbeachtet von der Welt in ihrer dürftigen Isolirung verblühen zu lassen, ohne ihren Tribut davon gezogen zu haben.

Dieser unzarte Plan sollte aber nicht zur Ausführung kommen. Einst, nachdem Herr Baumann am Abend stark berauscht und ein tüchtiges Zankduett mit seiner Frau bestanden, fand man ihn

Morgens todt im Bett, und so wurde dies Vorhaben einstweilen hinausgeschoben.

Herr Strahle, sobald ihm die Kunde von dem Ableben des unglücklichen Baumanns zukam, verfehlte nicht, herbeizueilen, um den Hinterbliebenen Hülfe und Beistand anzubieten. Er war entsetzt über den armseligen Zustand, worin er die Wittwe fand. Sie hatte ein Stück nach dem andern verkauft und versetzt, und kaum war ihr das Allernothwendigste geblieben. In seiner Gutmüthigkeit hätte der edle Mann gern Mutter und Tochter mit nach Hause genommen, aber noch klangen ihm die Worte seiner ehrbaren Ehehälfte im Ohr, die, als er sich bei seiner Abreise ein Wort davon verlauten ließ, ihm zurief: „Laß mir ja diese Frau aus dem Hause, Anton; gieb ihr was und so viel Du willst, aber laß sie aus meiner Nähe!“ — und der Gattin Wille war ihm Gebot. — Doch sorgte er nach Kräften für sie, bewirkte bei der Kaufmannsinnung eine monatliche Beisteuer zu dem, was er aus eigenen Mitteln für sie deponirte, so daß sie bei richtiger Eintheilung nie Mangel zu leiden brauchte. Auch erbot er sich, Agnes mitzunehmen und sie in allen weiblichen Arbeiten un-

terrichten zu lassen. Dagegen lehnte sich aber Frau Baumann eifrig auf und rückte endlich, da Strahle immer mehr in sie drang, ihm zu sagen, was sie mit dem lieben Mädchen im Sinne habe, mit ihrem Plane heraus, behauptend, daß dies das sicherste Mittel sei, einem unbemittelten Mädchen eine angenehme und unabhängige Zukunft zu sichern.

Dagegen aber protestirte der Ehrenmann und nahm der leichtsinnigen Mutter, unter der Drohung, daß er, sofern sie bei ihrem Vorsatze bliebe und das liebliche Mädchen der Oeffentlichkeit preisgebe, er seine Hand von ihr abziehen und sie ihrem Schicksal überlassen werde, das heilige Versprechen ab, diese Idee fallen zu lassen.

Unmöglich war es jedoch der coquetten, hochstrebenden Frau, sich in diese abhängige, untergeordnete Lebensweise zu fügen. Sie verwünschte ihr und ihres Kindes Dasein. Sie grollte mit Gott und der Welt, sie war unduldsam und für Jedermann unzugänglich. Sie magerte zusehends ab und machte durch ihre übertriebene Reizbarkeit der armen Agnes sehr böse Stunden, denn so viel Mühe sie sich auch gab, es der Mutter recht zu

machen, es wollte ihr doch nicht gelingen. — Endlich nach zwei langen Jahren starb sie am Zehr- und Gallenfieber, nachdem sie wenige Stunden vor ihrem Hinscheiden Herrn Strahle die Sorge um ihre Agnes in wenig rührenden Worten ans Herz gelegt hatte. —

„Jetzt eile, lieber Mann, so schnell Du kannst, mir das liebe verwais'te Kind zu holen!“ rief Frau Strahle, als sie die kaum leserlichen Worte gelesen; „wir wollen es als das unsrige betrachten — die wilden Buben sind ausgeflogen und da hab' ich doch ein liebes Wesen, an das ich mein Herz hängen kann.“

So ward Agnes vom Geschick wieder in eine andere Sphäre versetzt — ob zu ihrem Glück mag die Zukunft lehren.

Zehntes Kapitel.

Agnes zählte jetzt sechzehn Jahre, und trotz ihrer verkümmerten und wenig beachteten Erziehung, war sie dennoch interessant und liebenswürdig zu nennen: Stimme, Blick, Gestalt — Alles hatte den Zauber, die Frische der Jugend; besonders besaß sie die eigenthümliche Anmuth, Herzen zu gewinnen und für sich einzunehmen und wer sie einmal gesehen hatte, vergaß sie nie. Sie hatte der Mutter Schönheit, aber auch einen Theil ihrer Fehler geerbt, für die man leider blind war, denn Jeder im Hause bemühte sich, ihr Liebes und Gutes zu erzeigen und ihr den Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich zu machen, kurz, Agnes ward der Liebling und der Verzug des alternden Ehepaars, das nur darauf dachte, ihren Zögling zufrieden zu stellen, und arglos genug war, sich

sogar von der kleinen listigen Coquette überflügeln zu lassen.

Agnes hatte noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht, als ein Gutsbesitzer zufällig ihre Bekanntschaft machte und sich mächtig zu ihr hingezogen fühlte. — Er war ein Vierziger, streng redlich und von unbescholtenem Rufe. Er hatte noch nie geliebt und hielt anfangs den Eindruck, den die schöne Agnes auf ihn gemacht, für vorübergehend. Dem war aber nicht so — wohin er ging, wohin er blickte, sah er ihr Bild, hörte er ihre schmelzende Stimme, und da er bemittelt und unabhängig, so machte er der Sache ein rasches Ende. — Er ging zu Herrn Strahle, fragte, ob die Hand seiner schönen Nichte noch frei sei, und trug ihr in dem Falle Herz und Hand an.

Herr Strahle fand den Antrag annehmbar; weniger seine Gattin. Die gute Frau hatte sich in den Kopf gesetzt, Agnes solle dereinst ihre Schwiegertochter werden, was jener aber belächelte. „Bist Du gescheit, Frau!“ rief er, „das hieße ja Schlösser in die Luft bauen; der Junge ist Forst-Eleve — das Mädchen heirathsfähig; das Glück ist launenhaft — nicht leicht möchte sich eine solche

Partie für das liebe Mädchen wiederfinden, daher schlag Dir diese Idee aus dem Sinne, wenn Dir des Mädchens Glück am Herzen liegt."

Die eitle Agnes zeigte sich nicht abgeneigt und nahm, ohne ihr Herz zu befragen, die Bewerbung des angesehenen Gutsbesitzers an, und ward nach einem Monat die Verlobte des Herrn Helmbrecht.

Im Hochgefühl einer glücklichen Errungenschaft führte der Biedermann die Enkelin seines hochseligen Prinzipals, dessen Asche er noch verehrte, zum Hochaltar, dem Allvater dankend, der es ihm hatte gelingen lassen, die Zukunft der Waise durch ein glückliches Ehebündniß gesichert zu wissen. —

Die Versammlung war klein und bestand nur aus theilnehmenden, bewährten Freunden, deren Augen alle auf die schöne Braut gerichtet waren, indeß sie die herzlichsten Wünsche für sie im Herzen trugen.

Die heilige Handlung begann: das bindende „Ja," einander anzugehören für's lange Leben, war gesprochen. Da plötzlich wechselt der Rosenschimmer mit Lilienweiße auf des bräutlichen Mädchens Wangen — ihr Auge starrt in gemessenem Kreise — ihre Glieder zittern wie Espenlaub. —

Der Prediger fordert die Ringe — Agnese hört nicht — der Bräutigam flüstert's ihr zu und sie schreckt auf, wie aus einem düstern Traume — sie will den Ring vom Finger ziehen — da — o des Schreckens! da entgleitet der kleine Goldreif der zitternden Hand und rollt unter den Betaltar.

Alle sehen einander verstört und erschrocken an — nur der ruhige Strahle behält Besonnenheit und kömmt seinem Lieblinge zu Hülfe. Er zieht den Ring von seinem Finger, reicht ihn Agnes und die heilige Handlung geht rasch zu Ende.

Krank und hinfällig kam Agnes zu Hause an. Auf die Frage des zärtlichen, um sie besorgten Gatten antwortet sie: Ein Ahnungsgefühl, wie das eines ihr bevorstehenden Unglücks, sei urplötzlich über sie gekommen und presse ihr die Brust zusammen. Dann bat sie, man möge ihr Ruhe gönnen und ein Strom von Thränen brach hervor und machte ihrer Beklommenheit Luft. Einen Arzt zu holen, verbat sie bestimmt. —

Freudlos ging der Hochzeitstag vorüber — ihm folgten Wochen und Monate in höchster Verstimmnng, die sie dem zärtlichen Gatten, der Alles that, um sie zu erheitern, zu verheimlichen suchte

und oft ein Lächeln erzwang, wo die Thränen ihr nahe waren.

Ein Jahr war verflossen, da schien das Glück bei ihnen einzukehren. Agnes genas leicht und glücklich eines holden Zwillingspaars und mit ihrem Besitz stellte sich der frühere Frohsinn bei der jungen Mutter und mit ihm die Liebe zum Leben wieder ein. Sie war das liebende und geliebte Weib — Helmbrecht dünkte sich der glücklichste Sterbliche auf Erden.

Doch dies Glück sollte nicht von langer Dauer sein.

Eines Morgens kniete Agnes im Anschauen ihrer Lieblinge vor der Wiege. Die kleinen Engelsköpfchen lagen dicht nebeneinander auf dem schneeweißen Kissen und glichen sich, wie ein Ei dem andern. — Helene, die ältere, trug ein rothes — Anna, die jüngere, trug ein blaues Band zur Unterscheidung um den Arm. Agnes suchte durch zarte Tändeleien das erste Lächeln auf ihrem Antlitze hervorzuzaubern, als die Thür rasch aufging und ihr Gatte eintrat, mit ihm ein Fremder, der in gemessener Entfernung stehen blieb, den Empfang der Frau vom Hause entgegensehend.

Helmbrecht stellte ihr denselben als einen Portraitmaler vor, der sie und die Kinder abconterfeien sollte und — angezogen von dem reizenden Anblick der kleinen Engel, vergaß er auf einen Moment den Eingeführten, er beugte sich nieder und drückte im Genuß der Vaterfreude einen herzlichen Kuß auf die zarten Wangen der Kleinen.

Agnes, die sich dem Fremden genähert, glaubte in die Erde sinken zu müssen — da stand der unbekannte Jüngling, der in jener Weihestunde ihre Andacht gestört und jene unglückliche Catastrophe herbeigeführt hatte. — dessen Gluthstrahlen wie sengend Feuer aus seinen Augen sich in ihr Herz gesenkt und ihr Ruhe und Seelenfrieden geraubt hatten.

„Ist dies nicht ein Anblick für Götter!" rief Helmbrecht auf die Wiege zeigend, dem Fremden zu. Dieser trat zu ihm und sagte mit Begeisterung: „O, wer es doch gleich auf die Leinwand zaubern könnte!"

Agnes hatte sich während dem gesammelt, und es wurde nun verabredet, daß die erste Sitzung am andern Morgen schon stattfinden und der Künstler auch dort logiren solle. Der ersten wohnte

Helmbrecht bei, auch der zweiten und dritten, die fast schweigsam vorübergingen. Bei der vierten wurde der Hausherr abgerufen, und nun war es um die Ruhe und die gleichmäßige Ausdauer der leidenschaftlich bewegten Agnes geschehen. — Sie rückte fortwährend auf dem Stuhle und vermochte nicht, das Auge auf den Künstler zu richten. Diesem ging es nicht besser, er hatte die Staffelei bei Seite geschoben und den Blick träumerisch auf Agnes gerichtet, zog er ein Portefeuille aus dem Busen, drückte es feurig und tief seufzend an seine Lippen und es Agnes in den Schooß legend, eilte er hastig aus dem Zimmer.

Es war ihr Bild, wie sie als Braut am Altare gekniet — das himmelblaue Atlaskleid — der grüne Myrtenkranz mit seinen feinen Blüten im schöngelockten Haar — der Spitzenschleier, der in durchsichtiger Klarheit Schultern und Nacken deckte — Alles, Alles, wie sie es an jenem Tage getragen, hatte er im Versteck hinter der Säule des Hochaltars aufgenommen und skizzirt.

Dieser Augenblick entschied über das Schicksal des eitlen, gefallsüchtigen und gehaltlosen Weibes. —

„Wie," dachte sie, „wie muß der Jüngling mich geliebt haben, da er mein Bild im Geiste so aufgefaßt hat, um es der Wirklichkeit so treu wiedergeben zu können." Sie stellte Vergleiche an zwischen Beiden, dem Künstler und dem Gatten: der Künstler war von hohem, schönem Wuchs, sein schwimmend Auge verrieth Geist und die kühn geformte Lippe, die ein feiner Schnurrbart zierte, deutete auf Energie und männlichen Trotz — ihr Gatte war weniger schön von Gestalt, er war gedrungenen Wuchses, sein Benehmen gutmüthig, schlicht und recht, aber ohne Politur, und nun der Unterschied in Jahren — nein, nein, es konnte nicht Liebe sein, was sie für ihn empfunden — ihr Herz gehörte dem, der ihr Bild auf der Brust getragen und nur für sie zu leben schien.

So reflectirte Agnes und verwahrte sorgfältig das Bild.

Die Sitzung mußte mehre Tage ausgesetzt bleiben, so angegriffen fühlte sich Agnes; der Intriguant verstand es vollkommen, sich die Gunst des Hausherrn zu erwerben und während der arglose Helmbrecht ihm freundliches Gastrecht schenkte, ward er der geheime Liebhaber und endlich der Verfüh-

rer seines Weibes, das ihm nur so lange treu blieb, als kein anderer Gegenstand sie fesselte.

Wir enthalten uns, die Kunstgriffe zu berühren, die der scheinheilige Tartüff anwandte, um das junge, leidenschaftliche Weib für sich zu gewinnen — wie er bald den schmachtenden Liebhaber, bald den Lebensmüden, Verzweifelnden spielte, und fügen nur noch hinzu, daß er bei der leichtsinnigen Agnes immer weniger Widerstand fand, und die bald die Beute ihres Verführers ward.

Sie verließ Mann und Kinder und ergab sich einem Abenteurer, der ihr nicht einmal eine Heimath, noch weniger aber eine sorgenlose Zukunft zu bieten im Stande war.

Hören wir nun die Selbstanklage und das reuige Bekenntniß der Schuldbewußten:

Eilftes Kapitel.

Ich fühle, ich bin am Ziele — eine Vorahnung sagt mir, hier sei der Ruhepunkt der Lebensmüden — hier soll die Sünderin das Irdische abstreifen und vor ihrem Richter erscheinen. — O könnt' ich das Weh, die namenlosen Qualen, die der Rückblick auf mein sündiges Leben mir jetzt vorspiegelt und an dem mein gequältes Herz jetzt bricht, der Welt schildern — könnt' ich der leichtsinnigen Gattin, wenn sie strauchelt und noch rein ist von Schuld, zurufen: Hüte Dich vor dem ersten Fehltritt! — Mit dem ersten Kuß, den der Verführer auf Deine Lippen drückt, hast Du Dich ihm ergeben, mit der ersten Umarmung, die Du ihm einräumst, hast Du den Treubund der Ehe gebrochen und die Nemesis rächt sich früher oder später.

Ich habe eine schauerliche Nacht durchkämpft, aber ich bin nun ruhig und gefaßt, denn ich darf hoffen, Gottes Gnadenauge habe sich mir wieder zugewendet, indem es in der Stunde gänzlicher Verlassenheit mir den Mann zum Retter sandte, an dessen Familie ich mich so schwer vergangen und an dessen Freund ich so schwer gesündigt habe. — Noch weiß der edle Mann nicht, an wen er seine Großmuth verschwendet hat! — ach, wie sehn' ich mich, Etwas von meinen Kindern zu hören! — Ob sie noch leben? — Ob sie Etwas von der sündhaften Mutter wissen? — O mein Gott, wie eisig rieselt's durch meine Glieder! — Wie, wenn der Familienhaß den Fluch über die Ausgestoßene ausgesprochen hätte, wenn jahrelange Leiden, wenn tausend und abertausend bittere Thränen die Schuld — wenn auch nicht tilgen — doch auch nicht einmal etwas wegzuwaschen vermochten — wenn er mich wie eine giftige Schlange von sich stieße — es wäre schrecklich! —

Der Tod sühnt und der Haß frommer Menschen erstreckt sich nicht über das Grab hinaus. — So soll der großmüthige Mann denn erst nach meinem Tode erfahren, an wem er so edel gehan-

delt, vielleicht fühlt er Erbarmen, wenn er hört, wie mit dem ersten Schritte aus meinem häuslichen Paradiese der Fluch der Sünde die Meineidige verfolgte. —

Ja, ich habe schwer gesündigt, aber auch schwer, namenlos schwer gebüßt — denn nur kurze Zeit dauerte der Sinnenrausch, und ich erwachte, wie aus einem bösen Traume. Der, um den ich Gatten und Kinder verließ, er war ein Abenteurer, ein lasterhafter, bösartiger Mensch, der mich ausersehen hatte, mit ihm ein vagabondirendes, sündhaftes Leben zu führen. Er reis'te bald unter diesem, bald unter jenem Namen; hielt sich nirgend lange auf, und suchte mir anfangs weiß zu machen, er habe einen Officier im Duell stark verwundet und werde von dessen Verwandten verfolgt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, da er dem Militairstande angehöre und die Malerei nur zum Schein treibe. Doch nur zu bald sah ich ein, daß Alles nur Lüge und er ein routinirter Spieler war, der mit Hülfe einiger Verbündeten ein lasterhaftes und strafbares Leben führte.

Nachts war er stets außer dem Hause, oft kam er vergnügt, oft sehr übelgelaunt und nicht selten

berauscht zu Hause. Oft warf er mit dem Gelde um sich, dann fehlte es an dem Nothwendigen, und ich mußte, wollte ich Ruhe haben, irgend ein Stück von meinen Kleinodien hergeben. Ich fühlte mich höchst unglücklich, und bat ihn unter Thränen, sich doch einem geregeltern Leben hinzugeben, da ich bei dieser Lebensweise sicher untergehen würde und ich ihm ja doch Alles geopfert hätte.

Zuweilen war es, als wenn er Mitleiden mit mir habe, ja, er versprach, mir zu folgen, fing an, kleine Genrebilder zu malen, die von einer Kunsthandlung gern gekauft wurden.

Eines Morgens kam er höchst exaltirt zu Hause, er warf alle halbfertigen Sachen zu Boden, und mich heftig umarmend rief er ausgelassen lustig:

„Weg mit dem Kram, die Kunst geht betteln! — Ich habe den Ehrgeiz, durch Verstand und Talent mein Glück zu forciren. — Nur Geduld, meine kleine Schwermüthige — bald regnet's Gold und Du sollst Dich schmücken, wie eine Königin!" —

Ich schauderte über den Sinn der Worte, wie über die rohe Lustigkeit des Berauschten unwillkürlich zusammen. —

Als er dies sah, lachte er höhnend: „Nur nicht

zu zimperlich, meine Schöne, das führt zu nichts! — Der Verstand billigt oft, was das Herz verwirft — doch Du, holder Engel, verstehst mich, und wirst so difficil nicht sein."

Ich stand, wie versteinert, und als ich endlich meiner Sprache wieder mächtig, erklärte ich ihm in leidenschaftlichem Trotz, daß keine Macht der Hölle mich zu Etwas vermögen solle, was wider mein Gefühl stritte und mein Gewissen noch mehr belaste. Ich sagte ihm, wie namenlos unglücklich ich mich fühlte, meinen redlichen Gatten, meine theuren Kinder einem lasterhaften, scheinheiligen Abenteurer geopfert zu haben, der nur Liebe geheuchelt, wo er Tücke und Verderben im Herzen getragen. —

„Der Trotz kleidet Dir schön, mein Engel — nur bedenke, daß eine Gefallene die Saiten nicht zu stramm ziehen darf und sich in Verhältnisse schicken muß!" rief er, dicht vor mir tretend — er hatte etwas Wunderbares in seinen Blicken, wenn er Einen ansah, so drang es tief zum Herzen hinab. Dieser Blick zuckte wie ein Blitz durch meine Nerven — ich war vernichtet. —

Ich hatte einen Zeitraum von drittehalb Jah-

ren mit ihm verlebt, in denen ich unter den fürchterlichsten Gewissensbissen mein Brot mit Thränen aß, und zu Gott bat, er möge mir einen Ausweg zeigen, von ihm loszukommen. Er war in dieser Zeit oft mehre Monate fort, als ich eines Morgens ins Zimmer trat und meinen Quäler in vollem Anzuge schlafend auf dem Sopha fand. Vor ihm auf dem Fußboden lag ein offener Brief, der seiner herabhängenden Hand wahrscheinlich entfallen war. Ich nahm ihn auf, und schon beim ersten Blick hinein rann mein Blut zu Eis. Er kam von Baden-Baden und war von einem Bankhalter geschrieben. Der Anfang desselben betraf vergangene Abenteuer; dann hieß es:

„Daß Du Glückspilz einem Tropf von Ehe„manne sein Idol gekapert, gönn' ich Dir, daß „Du aber mit diesem Ausbund von Schönheit „geizen und ihn hinter Mauern und Riegel halten „willst, ist gegen unsern Vertrag und darf nicht „länger sein. — Die Saison ist bereits eröffnet „und scheint gut werden zu wollen. Brandow mit „seiner Sylphide ist schon zu uns gestoßen, und „wir haben bereits ganz hübsche Coups gemacht. „Zwei Engländern, die cannibalisch reich waren,

„haben wir die Goldfüchse ziemlich abgejagt, und „was ihnen etwa übrig blieb, hat ihnen die listige „Otilie abgelugst. — Ich habe Dich bereits als „den Baron von Sardow und seine liebenswürdige „Schwester unserer Gesellschaft angemeldet, und „man brennt vor Begierde, den Engel kennen zu „lernen. Putze sie nur recht heraus, und Du „wirst Wunder sehen . . ."

Meine Augen verdunkelten sich, und meine Beine brachen unter mir zusammen. Wie lange ich ohnmächtig da gelegen, weiß ich nicht — nur erinnere ich mich, von starken Armen aufgenommen und auf ein Bett getragen zu sein; dann verfiel ich in ein hitziges Fieber — mein Geist weilte in ungemessenen Regionen, und phantastische Bilder füllten meine Seele. Als ich endlich genas, war er fort, er hatte mich der Pflege einer Wittwe übergeben und meine wenigen Kostbarkeiten mitgenommen, mit dem Bemerken, daß er in einigen Wochen zurückkehren würde.

Da saß ich nun, verlassen von Gott und Menschen, dem Elende und der Selbstanklage preisgegeben; wie oft wünschte ich mir den Tod, aber er kam nicht, und meine gute Natur siegte über

alle Entbehrungen, über alle nagenden Sorgen. über jeden Gram. Nach einem Monat war ich blühender, wie zuvor. Mich nie wieder mit ihm zu vereinigen, selbst wenn er mich aufsuchte, war mein fester Entschluß.

Ich verließ die Stadt, um durch Arbeit meinen Lebensunterhalt zu verdienen und durch strengsittlichen Wandel die schwere Schuld abzubüßen und mich mit meinem Gott zu versöhnen. Doch überall traten mir Hindernisse in den Weg, bald hatte ich mit Nachstellungen von Seiten des Brotherrn zu kämpfen, bald mußt' ich wegen Eifersucht der Hausfrau meinen Dienst verlassen, so daß ich oft die Reize verwünschte, die mir der gütige Schöpfer gegeben und die mich so unglücklich gemacht und noch machten.

Mein Elend zu vermehren, bekam ich jetzt das Heimweh, kein Schlaf kam in meine Augen, wo ich ging und stand sah mein inneres Augenlicht nur sie, die ich herzlos verlassen. — Mein Verlangen ging dahin, in Demuth und Ergebenheit mich ihnen noch einmal zu nähern, noch einmal die geliebten Züge meiner Kinder, die sanfte, treuherzige Stimme meines Gatten zu hören und dann

als Büßende den Dienst und die Pflege kranker Hospitaliterinnen zu übernehmen, vielleicht, dacht' ich, rechnet mir der Himmel dies freiwillige Opfer, das ich bringe, in seiner Barmherzigkeit an, und vergiebt mir die schwerbegangene Schuld. —

Mit diesem Gedanken trug ich mich fortwährend herum, und als meine Dienstzeit abgelaufen, setzte ich mein Vorhaben ins Werk.

Den Haarschmuck, um den ich so oft beneidet, gab ich der Scheere preis, machte mein Gesicht unkennlich und kleidete mich als arme Heimathlose. Ich wanderte von Ort zu Ort, und kam nach vollen zwei Monaten dort an, wohin mich die Sehnsucht trieb. — Ich wartete die Dämmerung ab und umschlich das Haus mit spähenden Blicken, ob ich nicht etwa iegend ein bekanntes Gesicht erblicken würde. Aber wie hatte es sich hier in den acht Jahren verändert — der schöne Blumengarten war ein Krautgarten geworden, und gänzlich verfallen war der äußere Glanz des Hauses, der jedes Auge angezogen hatte. — Mein Herz bebte, meine Brust drohte, zerspringen zu wollen — „davon trägst Du vielleicht die Schuld!" dachte ich, und sah mit scheuem Blick in ein offenstehendes Fenster

In diesem Augenblicke packte mich eine derbe Faust bei der Schulter, schleuderte mich fort und rief mit Donnerstimme:

„Verdammte Schlumpe, ich will Dir Dein Handwerk legen — nun Ihr nicht betteln sollt, legt Ihr Euch auf's Stehlen! — Sultan pack!" —

Mit diesen Worten hetzte er einen zottigen Bullenbeißer auf mich, drehte mir den Rücken und ging in's Haus. Ich fühlte, mein Lebensnerv war zerrissen; ich sank auf eine Steinbank nieder, und selbst das bissige Thier schien Mitleid mit meinem Elende zu haben, denn er that mir nichts zu Leide. — Mein brechend Auge hing an der Eingangsthür, aber sie blieb zu und das Haus war wie ausgestorben. —

Durch Hülfe eines Hirten, der mit einer Heerde Schaafe vorbeikam, gelangte ich bis zum Kruge. Die Stube war gepfropft voll Gäste. Niemand erkannte mich, oder ahnte in dem hüfsbedürftigen Weibe die einstige Gutsbesitzerin, die von der Nemesis verfolgt, hier, wo sie gesündigt, den Fluch hören sollte, der auf ihr lastete. —

O, mein Gott! noch zittert meine Hand — mein Athem stockt — mein Gatte, der edelste der

Menschen — er hatte sich aus Verzweiflung erschossen; das Gut hatte jetzt ein Geizhals in Pacht, der seine Untergebenen drückte, und die nun in ihrem Unmuth die Schuldige fluchten, die schrecklichsten Verwünschungen gegen sie ausstießen und ihr alles Böse wünschten. — Von meinen Kindern wußte man nichts — wenigstens war nicht die Rede davon.

Dies erzählte die redselige Wirthin einem Viehhändler, der sich über die Rohheit und Knauserei des gegenwärtigen Pächters beklagte und dagegen die Biederkeit des ehemaligen Gutsbesitzers lobte, mit dem er oft in Geschäften gestanden.

Die Gäste hatten sich nachgerade einer nach den andern entfernt; jetzt brach auch der Viehhändler auf. — Ich saß in Schmerz versunken, zusammengekauert in einem Winkel, als die Wirthin zu mir trat, und mich mitleidig betrachtend, sagte sie zu ihrem Manne, der beschäftigt war, die Krüge und Gläser fortzuschaffen:

„Stephan, was machen wir mit dem armen Weibe — fort kann sie in der Nacht nicht — ich denke, wir gönnen ihr ein Plätzchen in der Scheuer."

„Damit sie uns vielleicht Nachts das Haus

über dem Kopf ansteckt und mit Hülfe ihres Gelichters plündern hilft," grollte der Mann; „das Armenhaus liegt am Ende der Heerstraße, bis dahin werden sie ihre Füße schon tragen." —

Dies sagend, half der Gefühllose mich auf die Beine, die Frau steckte mir in ihrer Gutmüthigkeit eine Semmel zu und so ward ich ohne Erbarmen vor die Thür gesetzt und das Haus verschlossen.

Da stand ich nun ausgestoßen, heimathlos unter freiem Himmel, mit Fluch beladen — nicht wissend, wohin ich meinen Fuß setzen sollte. Ich schleppte mich fort bis an das Armenhaus — doch der Gedanke, dort erkannt zu werden, wenn man mich aufmerksam betrachtete, ließ es nicht zu, dort Obdach zu suchen. — Mein Elend zu vermehren, erhob sich ein furchtbarer Sturm, von Regen- und Schlossenschauern untermischt, so daß ich bis auf die Haut durchnäßt, und nach etwa einer Stunde — in welcher ich wenig vorwärts gekommen war — kraftlos am Wege liegen blieb. Wie lange ich dort hülflos gelegen, weiß ich nicht; obgleich m ine Sinne anfangs nicht ganz geschwunden, denn ich fühlte, wie ich auf einen Karren gelegt und

fortgefahren wurde, ohne auch nur einen Laut von mir geben zu können.

Ich mußte recht fest geschlafen haben, denn als ich aufwachte, befand ich mich in einem großen Raume, auf einem Karren. Ein dämmerndes Licht fiel durch eine offenstehende Luke, und wie aus der Ferne hörte ich die Töne unharmonischer Musik, lautes Menschengetöse und Gelächter. Ich fühlte einen brennenden Durst, hatte aber nicht die Kraft, mich aufzurichten, noch nach Hülfe zu rufen. Mein Zustand war schrecklich. Es ward immer dunkler, auch stiller und ruhiger. Da öffnete sich die Thür, und eine Frau mit einer brennenden Stalllaterne trat ein. Sie trug einen steinernen Wasserkrug. „Wachst Du, Kind?“ fragte sie, ihn auf die Erde setzend, und mich neugierig beleuchtend und die Wange streichelnd, sagte sie vor sich hin: „Ist's doch, als seh' ich meine Elisabeth!“ —

Sie flößte mir einige Tropfen ein, wusch mir die Schläfe und machte sich liebevoll, wie eine Mutter, mit mir zu schaffen. „Armes Kind, fanden wir Dich ja ganz verklommt am Wege — gewiß hat Dich das böse Wetter überrascht — doch halt Dich nur ganz ruhig, man glaubte Dich schon eine

halbe Leiche, und der Wirth weigerte sich, Dich aufzunehmen, da hier Markt ist und es seiner Nahrung schaden könne, auch war jeder Winkel besetzt." —

Dann reichte sie mir den Krug, stopfte noch an dem elenden Lager herum, es mir bequem zu machen, als eine laute Stimme nach ihr rief und sie mit den Worten: „In der Frühe brechen wir auf, da geht's nach Haus, und wenn Du nicht irgend wohin weißt, oder keine Angehörigen hast, kommst Du mit uns — gute Nacht!" dem wiederholten noch lautern Rufe entgegeneilte.

Mit Tagesanbruch ward der Karren mit Kisten, Bretterwerk u. s. w. beladen und ein alter Gaul vorgespannt. Die Frau hatte inniges Mitleid mit mir, und nahm, um die Stöße von mir abzuhalten, meinen Kopf in ihren Schooß, und pflegte mich, wie sie konnte. Eine achtzigjährige Greisin und zwei wilde, ungezogene Buben empfingen uns am Abend, und ich wurde in einem Alkoven neben der Wohnstube auf ein ärmliches Lager gebracht. Ich sah und hörte fast nichts, was um mich her vorging, und als ich endlich aus dieser dumpfen Lethargie erwachte und eines zusammenhängenden

Gedankens fähig war, waren mehrere Wochen vergangen. Ich erfuhr von der alten Frau, ihr Schwiegersohn sei einst ein wohlhabender Mechanikus gewesen, sei aber durch mancherlei Schicksale herunter gekommen, so daß er sein Brot nun auf andere Weise sich und den Seinigen verdienen müsse, wobei seine Frau, ihre brave Tochter, ihm redlich beistehe. Sie trieben nämlich einen Handel mit Pillen und andern Medicamenten, die er selbst aus Kräutern bereitete und auf Messen und Jahrmärkten hausiren trug. Abends hätten sie ein recht hübsches Marionetten-Theater, wobei ihnen die gute Elisabeth, die ihnen der Tod geraubt, sehr nützlich gewesen sei, worüber ihre Tochter sich fortwährend gräme und sich zu mir hingezogen fühle, da ich ihr so ähnlich sei. —

Zwei Monate vergingen, in welchen ich das Ehepaar nur einige Male sah, da sie fortwährend auf Reisen waren.

Ich war jetzt so weit hergestellt, daß ich umhergehen konnte und auf mein weiteres Fortkommen denken mußte, als die Frau mit ihrem geheim gehegten Wunsche hervorrückte: ich solle bei ihnen

bleiben und der Stelle ihrer seligen Elisabeth einnehmen, die sie nicht auf die Dauer vorstehen könne, da ihre Stimme nicht ausreiche und ihr Gedächtniß zu schwach sei. —

Ich schauderte zurück und lehnte ihr Anerbieten mit Abscheu ab, was der armen Frau sehr zu Herzen ging, den Mann aber dagegen sehr erboste. —

„Nun denn, Jüngferchen," nahm er das Wort, „dann zahle Sie — legitimire Sie Sich beim Gericht wegen Ihres Domicils, und wir sind geschiedene Leute, Sie kann gehn, wohin Sie will!"

Dann legte er mir die Doctor- und Apothekerrechnung vor, rechnete mir Kost und Logis an und ließ mir freie Wahl, entweder zu zahlen, oder den Contract als Marionetten-Directrice zu unterschreiben. — —

Mir blieb keine Wahl — ich unterschrieb — zog mit ihnen von Stadt zu Stadt — bis es ihm einfiel — in meine Heimath — o mein Gott — wie wird mir — ich kann nicht mehr — Gott vergelte . . ."

Die letzten Zeilen waren unleserlich und die Spuren vergossener Thränen darauf sichtbar. —

Die letzten Tage hatte die Leidende im stillen Gebet zugebracht und in ruhiger Ergebung der Stunde der Erlösung entgegengesehen im festen Glauben, der Himmel werde ihr, der reuigen Sünderin, nicht verschlossen bleiben.

Zwölftes Kapitel.

Mit leichterm Herzen, als er die Wohnung des Legationsraths betrat, kehrte der Oberförster jetzt dorthin zurück. Er fand seine Nichte eben beschäftigt, die Rollen und Musikalien, die dem Verein angehörten, zusammenzulegen, als er in's Zimmer trat. Ihm ein beschriebenes Blatt Papier reichend, sagte Helene bewegt:

„Bist Du nun mit mir zufrieden, guter Oheim?"

Der Oberförster nahm es und las:

„Was ich durch Ihre Hand, Frau Burgemei-
„sterin, erhielt, geht in die Ihrige wieder zurück,
„mit der Bitte, es ihrem Herrn Cousin zukommen
„zu lassen. — Gott sei Dank, ich bin von dem
„Schwindel geheilt, öffentliches Lob einernten zu
„wollen, und sehe ein, daß der Platz einer Gattin,
„soll ihr Ruf nicht der Willkür frivoler Zungen
„ausgesetzt sein, neben dem ihres ihr angetrauten

„Freundes stehe. — Ich bin demnach entschlossen, „dem Vorbilde meiner ehrwürdigen Schwiegermut„ter zu folgen und meinen Genuß in der Aus„übung häuslicher Obliegenheiten zu suchen, um „mich hinfort nicht allein der Liebe, sondern auch „der Achtung meines guten Mannes würdig zu „machen.“

„Und ist dies Dein fester, freier Wille, Helene? — Hat keine augenblickliche Leidenschaft Deine Feder geführt?“

„Gewiß nicht, mein Oheim — deß ist Gott, der Allwissende, mein Zeuge!“ erwiderte Helene; „mein Gemüth war aufgeregt — ich betete — und gewiß, mein Gebet drang durch die Wolken — denn eine wohlthätige Ruhe ist jetzt über mich gekommen.“

„Bewahre diese Ruhe, indem Du Deiner Pflicht nachkommst,“ sagte der Oberförster gerührt, sie in seine Arme schließend; „doch nun trockne die Thränen . . .“

In diesem Augenblick hörte man rasche Schritte und die Worte „Ist's denn möglich?“ — „Ja, ja, gewiß!“ Die Thür wurde aufgerissen, und der Legationsrath lag an der Brust des Oberförsters,

indeß das ehrliche Gesicht Johanns laut kichernd durch die langsam anziehende Thür lugte.

Nicht ahnend, was vorgefallen, hielt der Eintretende die Thränen, die in den Augen Helenens zitterten, für die Wirkung unverhoffter Freude, den theuern Verwandten so unverhofft bei sich zu sehen; wie erschrak er daher, als sie mit dem Ausruf: „Georg, mein guter Georg!" zu seinen Füßen sank, im Begriff, ihm das Vorgefallene zu gestehen, woran die hervorbrechenden Thränen sie noch hinderten.

Der Oberförster, schnell besonnen und die Ehre des edlen Mannes zu schonen, erklärte, wie er so eben Helenen ein Vermächtniß ihrer Mutter — ein Kreuzchen — eingehändigt habe, wodurch sie in jene wehmüthige Stimmung versetzt sei.

Mit Staunen vernahm nun Helene, wie ihr Oheim, um seine Nichte vor jeder Mißhelligkeit in der Ehe zu sichern, den Legationsrath vor ihrem Verlöbniß mit den Verirrungen der leichtsinnigen Mutter — wenn auch nicht in ihrer ganzen Strafwürdigkeit — bekannt gemacht hatte, und des Gatten Edelmuth und Schonung, die er ihr dennoch erwiesen, bewundernd, gelobte sie nun mit einem

herzlichen Kuß, hinfort nur für seine Wünsche zu leben.

Jetzt wurde gemeldet, es sei angerichtet, und der Oberförster rief launig: „Es ist auch Zeit, Kinder, mein Magen fängt an, zu knurren — er ist Eure städtische Sitte nicht gewohnt.“

„Das ist auch nur an Conferenztagen, Onkelchen, wo wir so spät essen!“ lächelte Helene, sich an seinen Arm hängend und die andere Hand dem Gatten reichend.

Christine hatte Alles aufgeboten, den Tisch aufzuputzen und die Gediegenheit und den Wohlstand des Hauswesens zur Schau zu bringen, so wie die Köchin ihre ganze Kunst aufgeboten hatte, die Speisen schmackhaft und pikant zu bereiten.

Der Oberförster, der auf einen guten Tisch hielt und in sehr froher Laune zu sein schien, ließ es sich recht gut schmecken und brachte einen Toast nach dem andern aus.

Der alte Johann, die Serviette über dem Arm, stand kerzengrade und schnitt possirliche Gesichter bei jedem Toast, den der Oberförster auf echt waidmännische Weise ausbrachte. „Das ist eine Lust, Jungfer Christine,“ flüsterte er dieser zu, als sie

beim Dessert saßen, seiner nicht mehr bedurften, und er ihr begegnete, „da geht Einem das Herz einmal auf.“

Jungfer Christine ging aber nicht ganz ein auf seinen Enthusiasmus, sie meinte: die Freude würde vollkommen sein, wenn ihre gute Herrin, die Frau Bauräthin, mit dabei wäre, aber so lange der Platz leer wäre . . . Sie schüttelte den Kopf.

„Wird auch kommen, Jungfer Christine, wird auch kommen!“ kicherte Johann und rieb sich die Hände; „nur Geduld, Rom ist nicht in einem Tage gebaut! — Seh' Sie doch nur die frohen Gesichter an, sehn sie nicht aus, als möchten sie ihr Glück der ganzen Welt verkünden!“

Und des treuen Dieners Prophezeihung traf ein; sobald der Oberförster abgereis't war, trat Helene am andern Morgen, häuslich gekleidet, bei Christine ein nnd trieb sie an, ihr doch behülflich zu sein, Alles, wie es früher im Hausstande gewesen, nach dem Geschmack ihrer guten Schwiegermutter wieder herzustellen.

Ein ganz anderer Geist schien die junge, rührige Frau zu beleben.

Mit welcher Ueberraschung Christine diese An-

rede aufnahm, und mit welchem Eifer sie die Aufgabe ausführte, brauchen wir wohl nicht zu sagen. Sie schien um zehn Jahr jünger zu sein und lief Trepp auf, Trepp ab, und wurde nicht müde, bis Alles im Geiste der ordnungsliebenden Bauräthin wieder hergestellt war.

„Was sagen wir nun?“ sagte Johann mit listiger Miene, als er den großen Sorgestuhl gesäubert und ihn mit Hülfe Christinens auf seine Stelle getragen hatte; „was sagen wir nun, Jungfer Christine — o man hat Augen und Ohren...“

„Ich sage, daß mit dem Besuch des braven Oberförsters der Friede Gottes ins Haus gezogen ist,“ erwiderte die Alte und sah sich rings um, ob's noch Etwas zu verbessern gäbe.

Acht Tage darauf trat Helene im Gefühl eigner Selbstschätzung in das Arbeitszimmer ihres Gatten, und den schönen Arm um seinen Nacken legend, sagte sie mit einem seligen Lächeln:

„Lieber Georg, ich fühle ein herzliches Verlangen nach der guten Mutter und das Bedürfniß ihrer segensreichen Nähe. — Wie wär's, wenn wir hinüberführen und die Gute um ihre Rückkehr bäten?“

„Gern, herzlich gern!" rief der überglückliche Gatte, und inniger, wenn auch nicht zärtlicher, als am Hochzeitstage, drückte er die Heißgeliebte an seine hochklopfende Brust.

Mit lautem Freudenruf war der würdige Oberförster von seinen Söhnen empfangen und mit ihren kräftigen Armen fast vom Roß gehoben und in's Haus getragen — denn es war für ihr Stillleben ein gar großes Ereigniß, den Hausvater mehrere Tage außerhalb seinen vier Pfählen zu wissen, und man hatte ihn sehr vermißt. Die Oberförsterin, sonst immer die Erste bei solchen Fällen, hielt sich heute im Hinterhalte auf und suchte mit Herzklopfen in den Zügen des Gatten zu lesen, ob Freude oder Kummer in seiner verschlossenen Brust wohne. Erst als das Berichterstatten gar kein Ende nehmen wollte, da endlich riß der guten Frau die Geduld. „Alles zu seiner Zeit, Jungen!" rief sie zurechtweisend, über Euren Bericht vergeßt Ihr ganz, daß dem Vater nach einem so starken Ritt nach seiner Bequemlichkeit verlangt, und daß Mantelsack 2c. über die Seite geschafft werden muß, ehe er sich

zu Tische setzt," und kaum hatten sich die lebhaften Burschen fortgemacht, als sie hastig fragte: „Nun, Väterchen, wie steht's um die Kinder — bist Du zufrieden mit Helenen?"

„Du kannst ihretwegen ruhig sein, Frau, — Beide sind gesund und lassen Dich vielmals grüßen und zu einem baldigen Besuche einladen."

„Herzlichen Dank für diese frohe Nachricht!„ rief Frau Strahl, dem Gatten einen Kuß auf die Wange drückend. „Nun soll uns die Suppe gut schmecken, und magst Du wollen oder nicht, ich setze Dir eine Flasche Tokayer auf den Tisch!"

Und nun eilte sie fort, seine Lieblingsspeise anzurichten, und selbst die Küchenmagd war rühriger und freute sich, den braven Brotherrn begrüßen und bedienen zu können.

Froh und heiter saßen Alle noch beim Mahle, als die Thür aufging und der Postbote außer Zeitungen und Journalen ein recommandirtes Briefchen, mit Cito! Cito! bezeichnet, abgab und sich wieder entfernte. —

Die Hausfrau, die sich wenig um die Correspondenz des Gatten kümmerte, beachtete es nicht, wie der Oberförster das Schreiben in der Hand

drehte, Siegel und Handschrift betrachtete und endlich murmelte: „Cito, Cito — hm, hm, das duftet ja, wie lauter Rosen!“ erst da wurde sie aufmerksam, und als er nun vollends den Brief rasch öffnete und beim Lesen die Farbe wechselte, die Stirn sich zusehends verdüsterte, da ward es ihr ganz bang um's Herz und sie mußte sich Zwang anthun, mit Fragen zurückzuhalten. Der Oberförster stand auf, machte einen raschen Gang durch's Zimmer, und seinen Söhnen einen Auftrag gebend, verließen diese das Zimmer.

„Laß nur den Mantelsack unangerührt, Frau' in einigen Stunden besteig' ich den Rappen wieder,“ rief er, sich zu der Gattin wendend, „ein anonymes Schreiben von Frauenhand prophezeit mir nichts Gutes.“

„Aber, lieber Mann, von wem ist denn die Rede?“ rief die erschrockene Frau, ihm näher tretend.

Statt der Antwort reichte er ihr das Schreiben. Es lautete:

„Eilen Sie, geehrter Herr, zu Ihrer lieben „Nichte, welche in ihrer Unschuld nicht ahnt, wie „schwere Gewitterwolken sich am Horizonte ihres „Glückes thürmen und sich über ihrem theuren

„Haupte mit ganzer Macht zu entladen drohen. — „Sie, dem das Naturgesetz ein Recht einräumt, in „ihr prekäres Verhältniß einzugreifen und noch zu „retten, was zu retten ist, Sie sind der Einzige, „auf den meine Hoffnung steht. — Eilen Sie — „eilen Sie, ehe Alles verloren ist und die abge„feimteste Intrigue gegen die Arglose siegt . . .“

* * *

„O du grundgütiger Gott!“ schweigte die Oberförsterin, „was soll das heißen?“

„Daß es schlecht, sehr schlecht um die Finanzen des Herrn Baron von Suderof steht — daß das Fräulein Habenichts ihre Scheinrolle ausgespielt und der alte Courmacher, nachdem er die Fettfedern gezogen hat, sich nun hinter die Coulissen zurückzieht oder gar zum Teufel gelaufen ist!“ —

„Aber, lieber Mann, Du siehst auch gar zu schwarz! — Hast Du vergessen, daß Anna schrieb, wie die Tante fast beständig kränkele und sie ihretwegen sehr besorgt sei — da sie, an Zerstreuung gewöhnt, nun ganze Tage auf ihr Krankenzimmer sich der Schwermuth hingebe und Karl dabei viel zu leiden habe —“

„Possen, Frau! — das ist nicht der Grund, daß der Schatten von Hofdame — diese eingebildete Närrin — so plötzlich die hochadligen Flügel hängen läßt: — Ich habe der ganzen Geschichte von jeher nicht getraut — Gott gebe, daß ich mich getäuscht habe —"

„Aber so bedenke doch, lieber Mann — sie hat doch Güter und Karl ist ihr alleiniger Erbe — Du hast ja die Papiere selbst gesehen —"

„Das Papier ist geduldig, Frau! — sie mag auch Güter haben, auf denen aber kein Ziegel mehr ihr ist. — Man kennt solche Chimären! — Aber", setzte er entrüstet hinzu, „ich will auf der Stelle hinüber, will der Sache auf den Grund kommen und wehe, wenn der Fant mir Flausen vorgemacht, oder das hochadlige Fräulein dem armen Weibe zu nahe getreten ist — dann sollen sie den alten Strahl kennen lernen, ja, wahrhaftig, das sollen sie."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, ordnete mit energischer Uebersicht das Nöthige und bestieg nach zwei Stunden abermals das muthige Roß, die Gattin zurücklassend in tausend Aengsten, der er jedoch versprach, von dort aus an sie schreiben zu wollen.

Dreizehntes Kapitel.

Noch waren die Straßen menschenleer, als er erschöpft vom raschen Ritte in *** eintraf. Ein Knabe, der es dem Umherschauenden ansehen mochte, daß er ein Fremder sei und Jemand suche, bot sich ihm zum Führer an. Kaum hatte er den Namen genannt, so flog er dem Rosse flink voran, und auf ein großes, massives Haus zeigend, rief er: „dort wohnt der Baron von Suderof!“ und nahm sein Trinkgeld in Empfang.

In dem Augenblicke, daß er absaß, öffnete sich parterre ein Fenster und schloß sich schnell, und als wäre er erwartet, erschien ein Diener und leitete das schweißtriefende Roß unaufgefordert in einen geöffneten Thorweg. Der Oberförster, erfreut über diese Aufmerksamkeit, trat in das Haus, auf der Hausflur erschien eine Dame, und, ihn

freundlich begrüßend, vertrat sie ihm den Weg und sagte mit gewinnender, sanfter Stimme:

„Vermuthlich hab' ich das Vergnügen, in Ihnen den Herrn Oheim der Frau von Suderof zu begrüßen?"

Angenehm überrascht durch den freundlichen Empfang der unbekannten Dame, bejahte der Oberförster die Frage durch eine verbindliche Verbeugung und sie scharf fixirend, erwiderte er:

„Und ich darf hoffen, in Ihnen die gute Madame Dubien kennen zu lernen, deren Herzensgüte meine Nichte in jedem ihrer Briefe erwähnt, und," fügte er traulich hinzu, „hoffentlich auch die sorgliche Briefstellerin des anonymen Schreibens..."

„Davon nachher, mein Herr," fiel Madame Dubien ein, „zuvor muß ich sie freundlich bitten, mir auf einige Augenblicke Gehör zu schenken, bevor ich Sie in die Arme Ihrer theuren Nichte führe."

Dies sagend reichte ihm Madame Dubien die Hand und führte ihn durch mehre Zimmer in ein abgelegenes Cabinett; hier theilte sie ihm unverholen die Lage mit, in der sich gegenwärtig der Baron und seine Gattin befanden. „Sie allein,

als Oheim und Vormund, haben das unbestrittene Recht, in das dunkle Familienverhältniß einzugreifen," sprach sie, „und den scheinheiligen Sachwalter zur Rechenschaft zu ziehen, bevor das Fräulein die Augen schließt; denn obschon sie der Sprache gegenwärtig beraubt ist, erfolgt vielleicht dennoch ein lichter Moment — und da sie den Neffen wirklich liebt ..."

„Und der leichtsinnige Baron", unterbrach sie der Oberförster, „hat nicht Energie genug, seine Sache selbst zu vertreten? — Ist das die Liebe, die er meiner Nichte heuchelte?"

„Ereifern Sie sich nicht, mein Herr — der Baron lirbt seine Gattin, ja, man könnte sagen, er betet sie an! — Aber von zu weicher Gemüthsart, ist er unfähig und glaubt sich des Eigennutzes schuldig zu machen, wenn er seiner leidenden Wohlthäterin Argwohn zeigt. Ihre taubenfromme Nichte theilt seine Gefühle und würde eher darben, als daß sie ihrem Gatten dieserhalb Kummer machte und so hat," schloß sie ärgerlich, „die Intrigue freies Spiel, wenn nicht ernste Schritte gethan werden."

„Wie aber soll ich, der ich hier fremd und in die bestehenden Verhältnisse nicht eingeweiht bin ...“

„Dafür ist gesorgt,“ fiel Madame Dubien eifrig ein! „wir brauchen nur Jemanden, der das Recht hat, die Sache anzugreifen; und daß Sie solches mit Rückhalt und Sicherheit thun können, dafür ist gesorgt!“

Sie eilte zum Bureau und überreichte ihm einige zum Theil vergelbte Papiere, in deren Besitz sie durch Einwirkung mächtiger Personen und selbst durch Bestechungen gelangt war und die den Beweis gegen die Redlichkeit des intriguanten Sachwalters des verschwenderischen Fräuleins führten, und durch deren Hülfe er der Justiz überwiesen und noch ein Theil des Vermögens für den Baron gerettet werden konnte.

Der Oberförster staunte über die Infamie dieses abgefeimten, gewissenlosen Bösewichts, der das Vertrauen eines schwachen weiblichen Wesens auf eine so satanische Weise gemißbraucht, daß sie, um dem Hange zur Prachtliebe und Vergnügungssucht genügen zu können, in die Hände jüdischer Wucherer gerathen war, die wie gierige Blutigel an ihrer letzten Habe nagten und mit denen der

Bösewicht sicher Complott gemacht und seinen Nutzen gehabt hatte.

„Ja, Teufel in Menschengestalt, du sollst mir Rede stehen und das auf der Stelle!“ donnerte der Oberförster, die Papiere zu sich steckend. Da ließ sich ein Geräusch im Nebenzimmer vernehmen. Madame Dubien ging, um nachzusehen und fuhr erschrocken zurück, denn geisterbleich, ein Bild der Verzweiflung, stand der Baron, nachläßig gekleidet, das Halstuch offen, vor Madame Dubien, und strich, tief aufseufzend, mit der Hand das struppige Haar von der schweißtriefenden Stirn, während die andere, des Herzens-Schläge zu beschwichtigen, fest auf der Schmerzensstelle ruhte.

„Wie sehen Sie aus, Baron? — sprechen Sie, was ist geschehen — was, um Gotteswillen, konnte Sie in diesen Zustand versetzen?“

„Ich bin ein Bettler — der Unglücklichste auf dem weiten Erdenrunde!“ tönte es wie Geisterhauch aus dem halbgeschlossenen Munde des Zerknirschten.

„Fassen Sie sich, Herr Baron — Sie sind aufgeregt!“ sagte in großer Verlegenheit Madame Dubien, ihn zu einem Stuhle führend und den

Blick ängstlich nach dem Cabinette richtend, in welchem sie ein Geräusch zu hören glaubte. „Denken Sie an ihre Gattin, an ihr Kind . . .“

„O seien Sie barmherzig — nennen Sie den Namen dieses Engels nicht, von deren Seite mich die Teufel zerren!“ — preßte er aus beklommener Brust. „Ich kann das arme Weib jetzt nicht sehen — Gott und Sie, geehrte Frau, werden ihre Schutzengel sein; indeß ich mein verhaßtes, elendes Leben der Schmach und der Ehrlosigkeit preisgebe, wird die Satansbrut sich doch nicht an die Engelreine wagen.“

„Elender Wicht!“ donnerte eine kräftige Baßstimme, und der Oberförster, seines Ingrimms nicht länger Meister, trat, wie die strafende Nemesis, vor den Baron.

„O, mein Gott!“ stöhnte der Baron, und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Der Oberförster aber stand felsenfest und sprach mit schneidender Kälte:

„Sie brauchen Niemandes Hülfe für meine Nichte anzuflehen, Herr Baron, die Sie mir abgeschmeichelt, ja, ich möchte sagen, abgelogen haben. — Sie haben lange genug Ihr leichtfertiges

Spiel mit ihr grtrieben, denn statt, wie Sie gelob=ten, durch geistige Befähigung sich eine selbstständige, ehrenvolle Existenz zu schaffen, setzten Sie Ihr fades, verächtliches Lungerleben fort! — Wir sind jetzt quitt, Herr Baron!" — Und ihm einen verächtlichen Blick zuwerfend, fuhr er in stolzer Betonung fort: „Ich bin gekommen, Sie von einer Bürde zu befreien, die abzuschütteln Sie eben im Begriff standen und die zu tragen Ihnen längst lästig war. — In einer Stunde fahren wir ab — möge die Betrogene in stiller Abgeschiedenheit die Ruhe und den Seelenfrieden wiederfinden, die Ihr Leichtsinn und Ihre heuchlerische Liebe der arglosen Unschuld raubten. — Und somit Gott befohlen."

Eine stolze nachläßige Handbewegung und der redliche Mann kehrte ihm den Rücken und eilte in das Cabinet zurück.

Madame Dubien wandte sich dem Baron zu, der wie zerschmettert niedergesunken, und sagte ermuthigend:

„Fassen Sie sich, Baron — Ihre Frau steht einstweilen unter meinem Schutze. — Ich gehe, den braven Mann zu besänftigen — verlassen Sie

sich auf Ihre Freunde — die Bosheit wird nicht siegen!" —

In diesem Augenblicke erschieneu zwei dunkele Gestalten auf der Schwelle und schienen dort Posto fassen zu wollen.

„Also doch zu spät;" seufzte Madame Dubien, und zog die Cabinetthür zu. Der Baron aber schrie wuthenttbrannt. „Nicht über die Schwelle, ihr Barbaren!" und folgte den Schreckensmännern in den Schuldthurm, um dort den Schneckengang des gegen ihn eingeleiteten Prozesses abzuwarten.

Hören wir, was diese Schreckensscene herbeiführte.

Vierzehntes Kapitel.

Der Todesengel, der lange und drohend über dem Haupte des leidenden Fräuleins geschwebt, hatte sie endlich leise mit seinem eisigen Flügel berührt und sanft und schmerzlos in das Jenseits hinübergetragen. Eine schauerliche Stille herrschte in dem öden Gemache, in welchem die Wachskerzen unbeachtet heruntergebrannt und einen dichten, nebelhaften Dunst verbreitet hatten. Man sah traurige Gestalten umherwanken — man hörte Stöhnen und Seufzer, die aus tief verhaltenem Gram hervorgingen und den Schmerz andeuteten, der, kam er auch nicht bei Allen aus ganz reinem Herzen und gleichen Gefühlen, doch aber dem Ableben der Entseelten galten. — Denn der Gedanke, brotlos zu sein und nie im Leben eine so freigebige, großmüthige Herrin wieder zu bekommen,

war Allen gewiß — daher die gemeinsame, tief empfundene Trauer.

Ein starres Bild, wie ohne Geist und Leben, sehen wir dagegen den Baron zu Füßen der Leiche stehen, — die Arme schlaff am Leibe niederhängend, den Kopf vorgebeugt, starrt sein Auge matt und glanzlos auf die Entseelte. Noch nie hatte er Einen sterben — noch weniger aber eine Leiche gesehen — ihn hat der Schmerz stumm gemacht — seine Gedanken sind erloschen, er sieht und hört nicht, was um ihn vorgeht und fährt furchtbar zusammen, da eine Eiserhand sich auf seine Schulter legt und ihm zuruft:

„Junger Mann, wohin soll dies führen? — Ermannen Sie sich, denken Sie an Frau und Kind!" —

Es war Döring, der ihn lange beobachtet hatte und ihn zur Besinnung zu bringen suchte. — Er sieht ihn, wie aus tiefem Traum erwachend, mit weit aufgerissenen Augen an, fährt mit der Hand durch das struppige Haar und sagt, wie mit brechender Stimme:

„Ja, Sie haben Recht! — Ach, meine Anna —

mein Oscar!“ — Dann schüttelt er sich zurecht, knöpft seinen Rock zu und will der Thüre zueilen.

Döring vertritt ihm den Weg.

„Wohin wollen Sie, Baron?“ fragt er. — Und wie Geisterhauch tönt's flüsternd aus des Gefragten Munde:

„Zu meiner Anna!“

„Nicht möglich!“ ruft Döring; „das hieße, Ihrer Frau den Tod bringen! — Es ist weit nach Mitternacht; Ihre Frau hat sich längst zur Ruhe gelegt; wollen Sie ihr diese rauben — und in diesem Zustande? — Nein, das können Sie nicht wollen! — Ueberlassen Sie sich meiner Leitung, junger Mann! — Kommen Sie; einige Stunden Schlaf und Sie werden Kräfte gesammelt haben, um mit Ruhe und Besonnenheit Ihrer Frau die Trauerbotschaft zu bringen. — Glauben Sie mir, Baron, sie wird die lange gefürchtete Botschaft mit der Seelenstärke aufnehmen, die edlen Frauen eigen, und sich, als fromme Christin, den Fügungen des Himmels unterwerfen.“

Der Baron nahm die Hand an, die der Mittrauernde ihm bot — sein Eigenwille war gebrochen, seine Kraft gänzlich gelähmt. Wie ein gut-

müthig, folgsames Kind, folgte er schweigsam seinem Führer, ließ sich von ihm zu Bett leiten und zeigte sich fügsam, als dieser, ihm die Wange streichelnd, sagte:

„Nun schlafen Sie ruhig, Baron, bis ich morgen komme und Sie wecke. — Gute Nacht!“

Dann nahm er das Licht, verschloß das Schlafzimmer und steckte den Schlüssel in seine Tasche, indem er mit satanischer Freude sagte:

„Den Spaz hätte ich in meinem Gewahrsam — nun noch die böse Brut.“

Dann wandte er sich dem Sterbezimmer wieder zu.

Hier angekommen, rief er die leidtragende Dienerschaft zusammen und nachdem er der Verstorbenen eine Lobrede gehalten, rühmte er ihre bewiesene Ausdauer in den letzten Leidenstagen und schloß dann mit den Worten:

„Jetzt suche jeder von Euch sein Lager — kein Geräusch, kein weltliches Getriebe störe den stillen Frieden, der hier herrscht — noch betrete ein Unberufener diesen Raum, bis Alles zu der feierlichen Beisetzung bereitet ist, bis dahin“ — hier wischte er eine Thräne aus dem Auge — „bis

dahin ruhe die Verklärte hier in stillem, heiligem Frieden! — Die Legate, welche die liebe Todte für Euch bestimmt hat, werdet Ihr, nachdem die Leiche zu Grabe gebracht, allhier einsehen und im Beisein der Verwandten soll das Siegel des Testaments gebrochen und ihr letzter Wille proclamirt werden."

Eine vornehme Handbewegung und die Dienerschaft verließ unter Schluchzen dankbarer Anerkennung das Trauergemach.

„Endlich, endlich kann man zu Athem kommen!" rief Döring und warf sich in die Brust, kreuzte die Arme auf dem Rücken und machte einen raschen Gang durch das Zimmer. „Ich habe mich lange genug mit der alten Närrin herumgeplackt, um nicht ihren Nachlaß dafür in Empfang zu nehmen und den Gläubigern die Mühe zu ersparen, hier Nachlese zu halten." Dann erschloß er ein Bureau, entnahm demselben mehre Papiere und Kostbarkeiten, legte Alles zusammen auf einen Stuhl und öffnete eine Tapetenthür, aus welcher ein leichtfüßiger, bärtiger Mensch ihm entgegensprang.

„Sie haben mich lange warten lassen, gnädiger Herr, es ist bald ein Uhr," flüsterte der Ein-

tretende, „und hohe Zeit, wenn wir noch diese Nacht ...“

„Hast Du alle Vorkehrungen getroffen?“ unterbrach ihn Döring.

„Alle, gnädiger Herr, Kisten und Kasten stehen gepackt, und meine Lucie ist eben beschäftigt, ihr eignes Krämchen zu schnüren —“

„Und Dein Paß?“

„Ist gelös't und ruht in meiner Brieftasche.“

„Du hast doch mit Ueberlegung gehandelt —?“

„Das sollt' ich meinen,“ kicherte er vergnügt, „ich habe Sie, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, schon lange im Geheim als einen undankbaren, stolzen Herrn im Publikum verschrie'n, der einen treuen Diener, eines kleinen Vergehens halber, seines Dienstes entlassen. Ich habe Sie auf der Polizei einen rachsüchtigen Herrn genannt und Ihnen alle Teufel auf den Hals gewünscht, da Sie mir ein empfehlendes Zeugniß zurückgehalten und ich aus Mangel einer guten Herrschaft nun das ferne Land Amerika mit meiner Braut aufsuchen müsse, die sich dort, wie früher hier, durch feine Wäschen und Nätherei nähren wolle.“

Während dieses Gesprächs hatte Döring alle

die Kostbarkeiten in die unscheinbaren Mantelsäcke und Reisetaschen gesteckt, sie verschlossen und dem verschmitzten Helfershelfer, der sie gebracht, zurückgegeben.

„Auf Deine Lucie kannst Du doch bauen, François? — Die Weiber sind schnackhaft."

„Sie ist die Verschwiegenheit und Klugheit selbst, gnädiger Herr! — zudem liebt sie mich und baut fest auf Ihr gegebenes Wort, daß Sie dort für uns sorgen und unsere Anhänglichkeit wie ein Gentelman lohnen werden."

„Darauf könnt Ihr rechnen! — Ihr reis't also mit Tagesanbruch ab; in H. erwartet Ihr mich. — In höchstens acht Tagen treff ich dort ein. Hier hast Du Deine Reiseroute und das Logis bezeichnet, wo ich Dich finden werde. — Sorge ja, daß Euch hier im Hause Niemand erblickt, ich habe das ganze Personal zu Bett geschickt."

„Na, da wäre ja die ganze Sache verrathen!" rief jener, und eine künstliche Maske vor das Gesicht legend, sagte er mit einem dämonischen Gelächter; „den möcht' ich doch sehen, der in mir Ihren frühern François erkennen sollte, bin ich ja dieser Tage hier immer aus- und eingegangen,

ohne erkannt zu werden.“ Dann empfahl er sich und schlüpfte wieder durch jene unscheinbare Tapetenthür, durch die er früher eingetreten.

„Ein Mordkerl, dieser François!“ lächelte der Zurückgebliebene, „nun will ich auf meine Sicherheit denken, denn bevor der Morgen graut, muß ich die Stadt weit hinter mir haben. Wie sie Augen machen werden, wenn sie das leere Nest finden. — Hab' ich mich doch lange genug mit der alten Närrin herumgeplackt — jetzt will ich genießen!“ — —

Zwei Uhr nach Mitternacht öffnet sich leise eine Thür und Schritt vor Schritt wankt, eine Leuchte in der zitternden Hand und in einen dunkeln Mantel gehüllt, ein weibliches Wesen in das öde Gemach. Es ist die Kammerfrau, die mit Thränen entschlummert, aber von einem schrecklichen Traume geweckt, der sie noch wachend äfft; sie hat geträumt, ihr Fräulein sei nur scheintodt und liege nun hülflos und verlassen auf ihrem Lager. — In halb träumerischer Aufregung naht sie leise der

Leiche — sie horcht — betastet sie leise und ruft schmerzlich bewegt:

„Also doch todt! — es war nur ein Traum! — Ach, wie freundlich sie lächelt! — O, Du guter Gott, warum ließest Du mich nicht mit ihr sterben, nachdem ich über ein halbes Jahrhundert mit ihr durchlebt, steh' ich nun verlassen da! — sie war mir eine gute, liebevolle Herrin — und wäre nicht der heuchlerische Regierungsrath — gewiß, es stände Alles besser! — Wie herzlos er ist — nicht einmal eine Todtenwacht bei ihr zu lassen — sie, die im Leben nie allein sein mochte — muß nun hier ...“

In diesem Moment unterbrach ein leises Geräusch die monotone Stille — sie hört ein Geflüster — ein Schlüssel wird in das Loch geschoben, und aus Furcht, hier von Döring gefunden zu werden, überflügelt sie eine entsetzliche Angst; sie löscht die Leuchte und verkriecht sich hinter dem Lager der Todten.

Zwei Personen treten ein. Es ist der spitzbübische François mit seiner Lucie, die, bevor sie die Stadt verlassen, hier Nachlese halten wollen, ob nicht auch Etwas für sie übrig geblieben ist. Sie

haben große Eile und nehmen zu sich, was an feiner Wäsche, Kleidungsstücken 2c. umherliegt.

Lucie scheint Alles brauchen zu können.

„Nun das Beste nicht zu vergessen," ruft François zu der Leiche tretend, „komm, Lucie, Dir den Brautschmuck zu holen, womit die alte Putzdame sich lange genug geschmückt hat und den sie nun wohl einer Andern überlassen kann."

Dies sagend, schlägt er das weiße Tuch zurück, was über die Leiche gebreitet war, und sie beleuchtend, ruft er erfreut:

„Ein Wunder, daß der saubere Döring ihr Alles gelassen hat — gewiß hat er nicht daran gedacht!" —

„Laß das, François, ich hörte einst sagen: eine Leiche plündern, heiße Kirchenraub begehen — ich werde den Schmuck nie tragen!"

„Weibergewäsch!" brummte François, „dann werd' ich ihn versilbern und ich will doch sehen, ob Du zartfühlende Seele auch das Geld nicht anrühren wirst."

Dies sagend, nahm er der Leiche Ohrringe und Ringe und steckte sie in seine Westentasche.

„Hörst Du nichts, François — ich hörte eben seufzen.“

Es war die Kammerfrau, die, in Schweiß gebadet, einen unwillkürlichen Seufzer ausstieß.

„Närrin! — es war der Zugwind durch die Thür. Doch nun komm — es ist Zeit ...“

„Wenn wir nur erst glücklich aus dem Hause wären, ich bin so beklommen.“

„Albernheit! als ob ich nicht jeden Schlupfwinkel hier im Hause wüßte, zu dem hab' ich den Schlüssel zur Hinterpforte, aus der ich allnächtlich freien Zutritt gehabt und durch die wir unbeachtet herein und heraus können. Glaube mir, Lucie, ein kluger Diener benutzt auch einmal die Gelegenheit, für sich zu sorgen und verläßt sich nicht allein auf die Großmuth und das Versprechen seines Herrn, der ihm so lange schmeichelt, wie er ihn braucht, dann die Sprache ändert und ihn als Sklaven behandelt.“

Beide hatten jetzt die Reisetaschen gefüllt. François blies das Licht aus, Lucie nahm die Blendlaterne und Beide schlichen wie Hühnerdiebe mit dem Raube davon.

Funfzehntes Kapitel.

Der Baron, physisch und körperlich erschöpft, war in einen todtenähnlichen Schlaf gefallen, aus welchem er durch ein furchtbares Gelärme, Thürenschlagen ꝛc. geweckt wurde, als schon die Sonne hoch am Himmel stand. — Er richtet sich träumerisch auf, sein Kopf ist wüst und schwer und nur allmälig kehrt er in die trübe Wirklichkeit zurück. —

Sein erster Gedanke war seine Anna, sein Oscar und mit diesem Gedanken tritt auch seine ganze prekäre Lage, in die er sich durch den Tod der Tante versetzt sieht, aus ihrem Hinterhalte hervor, und Seufzer auf Seufzer entquillt der gepreßten Brust. — Mühsam kleidet er sich an, um den schweren Weg nach seiner Behausung anzutreten.

Da erhebt sich ein furchtbarer Tumult — er

kömmt näher und näher — er hört deutlich seinen Namen nennen — er hört von Betrug, von Einschreiten des Gerichts, hört die lästerlichsten Reden über die Todte aus dem Munde roher Kehlen. Dann wird es wieder stiller, der Tumult entfernt sich. — Er will hinaus, will sehen, was vorgeht — aber, er ist eingeschlossen und wie er auch ruft, Niemand hört ihn.

In seiner Verzweiflung reißt er ein Fenster auf, und welcher Schrecken! — so eben gehen die Häscher in das Haus und vor demselben ist ein Auflauf von Menschen, der neugierig forscht, mitunter auch sich nicht entblödet, seine Glossen zu machen und über die **haute volée** und Aristokratie zu spötteln und zu witzeln.

Endlich hatte ein Diener seiner gedacht und durch Hülfe eines Hauptschlüssels das Zimmer geöffnet. Wie aber ward ihm, als er hinaustrat und die Veränderung gewahrte, die hier vorgegangen war. Die Leiche war rücksichtslos von ihrem Lager genommen und in ein kleines ablegenes Cabinett getragen und auf ein Strohlager gelegt. Schränke, Gemälde, Commoden, Spiegel &c. waren von den Corridors in die Salons und in die Zim-

mer getragen und sämmtliche Thüren sollten eben mit gerichtlichen Siegeln belegt werden.

Fast in demselben Augenblicke, daß er sichtbar wurde, sah sich der junge Mann von einer Horde furchtbarer Gläubiger umgeben, die mit den anzüglichsten Reden auf ihn eindrangen, die Sachen herauszugeben, die betrügerischer Weise über Nacht bei Seite gebracht und versteckt gehalten würden. Umsonst beschwor er seine Unschuld und wie er die ganze Nacht in jener verschlossenen Kammer geschlafen und nichts von alle dem wisse, was hier vorgenommen sei. Man hörte ihn nicht.

„Man kennt schon solche Redensarten,“ sagte ein Juwelier, bei welchem gegen hohe Zinsen das nun verschwunde Silbergeräth verpfändet war. „Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich's durchgehen lasse. — Auch Sie, Herr,“ trat er dicht vor den Baron, „auch Sie bleiben in Gewahrsam, bis sich die Sache aufgeklärt und entschieden hat.“

„Aber wenden Sie sich doch an den Geschäftsführer der seligen Tante,“ brachte der Baron mit kaum vernehmlicher Stimme hervor; „er wird Rede stehen . . .“

„Wie fein gesponen!“ donnerte eine Baßstimme;

„Sie wissen also wohl nicht, wohin der Geschäftsführer mit dem Raube geflohen — wissen wohl nicht, wer die Leiche geplündert . . .“

„Barmherziger Gott, was muß ich hören!“ rief der Baron, und als träfe ihn ein Blitzstrahl, sank er auf einen Stuhl nieder.

Man kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern tobte und fluchte in den Räumen umher. Die Eingänge wurden bewacht — hinein durfte ein Jeder, hinaus Niemand, mochte er auch sein, wer er wollte, bis das Verhör über das sämmtliche Personal gehalten und die Visitation im ganzen Hause vorgenommen sei.

Der Baron hörte nicht — ein dumpfer Schmerz war über ihn gekommen und kopfschüttelnd verließ ihn der Officiant.

Bei der Untersuchung ergab sich, daß unter dem dienenden Personale der Verstorbenen Kammerfrau fehlte und nirgend zu finden war, was allgemeine Verwunderung erregte und zu Protocoll genommen wurde.

Dem leichenblassen Baron, dem seine Haft angekündigt wurde, da der Regierungsrath fort war und die Gläubiger auf Zahlung drangen, gelang

es nur durch die Vorstellung: daß seine arme Frau den Tod davon nehmen würde, wenn sie unvorbereitet diesen Fall erfahre, daß es ihm vergönnt wurde, sie der Sorge ihrer Freundin, der Madame Dubien, zu empfehlen.

Wie unglücklich das Zusammentreffen mit dem Oberförster, der in dem Cabinett nur einzelne Worte gehört, nicht aber den eigentlichen Sinn, noch die Veranlassung begriffen, abgelaufen, wissen wir, und sehen ihn nun um so unglücklicher in den Schuldthurm wanken. —

Indeß dies Alles vorging, saß die junge Mutter in stillem Frieden oben in ihrem Zimmer. — Ihr Auge weidend an dem kleinen Oscar, der mit süßem Lächeln aus der Wiege zu ihr aufsah, arbeitete sie emsig für ein zweites geliebtes Wesen, das zwar noch ungekannt, dennoch ihre Mutterliebe in Anspruch nahm. —

Jetzt schlug es zehn Uhr, der Kaffee dampfte auf dem Tische und Oscar wurde ungeduldig und verlangte nach der Butterschnitte, die er jeden Mor-

gen aus der Hand des Papas bekam, wenn dieser, das Frühstück mit der Gattin einzunehmen, sich auf ein Stündchen dem Krankenbette entzogen. —

Schon wurde sie unruhig, da hörte sie rasche Männertritte über den Saal dem Zimmer zueilen; und schnell die Arbeit von sich werfend, nimmt sie das Knäblein auf den Arm und eilt dem Eingange zu, damit der Anblick seines Lieblings den Trübsinn verscheuche, der schon seit lange sich auf die eingefallenen Züge des theuern Gatten gelegt hat. — Die Thür geht auf — ein freudiger Schreck durchbebt Anna — nicht der erwartete Gatte — der brave Oberförster tritt über die Schwelle.

Rührend, aber lautlos ist die Freude des Wiedersehens. Wehmüthig betrachtet der ernste Mann die gesegnete Mutter, wohl war das frische Incarnat von ihren Wangen gewichen, wohl spielte ein Zug stiller Schwermuth um die zartgeformten Lippen, und in dem tiefblauen Auge, aus dem sonst der Muthwille so lebhaft blitzte, lag stille Duldung, hohe aufopfernde Hingebung — und doch war sie schön, schön wie ein sanfter, mondheller Abend.

Bewegt hielt der Oheim sie in seinen Armen. „Gesteh' es, mein gutes, liebes Kind," sprach er weich, „gesteh' es, Du warst nicht glücklich — gingst nicht auf Rosen in Deiner Ehe?"

Und inniger, als je, preßte er die Liebliche an die sturmbewegte Brust.

Wohl fühlte Anna's Herz sich getroffen; doch mit der ihr eigenthümlichen Anmuth sich aus der väterlichen Umarmung emporrichtend, sagte sie lächelnd, ihm das Kind reichend:

„Nicht glücklich, lieber Oheim? — Sagt Ihnen dieser Engel nicht, daß ich eine geliebte Gattin — eine beneidenswerthe Mutter bin?"

Und indem sie ihm das Knäblein reichte, kreischte es laut auf vor Lust und barg dann das Köpfchen an dem Busen der zärtlichen Mutter.

Ein Wonneschauer durchrieselte den Oberförster. Er war überzeugt, die Engelgute würde selbst Fassung gewinnen, das Schwerste zu ertragen, und so fing er damit an, ihr das Ableben des alten Fräuleins, das ihm Madame Dubien gemeldet, mitzutheilen; da traten zwei Thränen in Anna's Augen und perlten langsam die Wangen herab.

„Wohl ihr", flüsterte sie wehmüthig, „ihr war

auf dieser Welt keine Freude mehr beschieden, denn mit den Lebensfreuden sank ihr der Lebensmuth. — Von jeher der Convenienz angehörend, hatte sie die Bestimmung des Lebens verfehlt. — Gewiß, lieber Onkel, ich konnte sie nie ohne Bedauern ansehen, wie sie bei all ihrer Herzensgüte dennoch nie stillvergnügt sein konnte, sondern stets nach neuem Sinnenrausche haschte und nie ruhig und zufrieden war ..."

„Beschönige das Treiben der hochfahrenden Närrin nicht," fiel der Oberförster mit seiner gewohnten Geradheit ein, „sag' lieber, sie hatte kein Herz für häusliche Freuden, kannte das stille Walten nicht, wozu die heilige Natur das Weib erschuf, mit einem Worte, ihr fehlte — die Frauenwürde." Doch als durchzöge plötzlich der Geist der Milde sein Gemüth, sagte er leise: „Der Tod versöhnt — sie ruhe wohl!"

Ein Kuß lohnte den Redlichen für diese Worte.

Als der Oberförster des zerütteten Finanzwesens erwähnte, worin sie wahrscheinlich nun durch den Tod des Fräuleins versetzt würde, sagte sie mit stiller Resignation:

„Ach, Onkelchen, das beunruhigt mich nicht —

darin sehe ich den Wendepunkt meiner häuslichen Verhältnisse kommen, die sich nun unfehlbar reiner, edler gestalten werden; denn nun steht nichts Fremdes mehr zwischen uns — nun erst gehört mein Karl mir ganz. — Ja, gewiß, mein guter Onkel, wir werden noch ein recht glückliches Leben führen —"

„Das ist leicht gesagt, liebes Kind," fiel der Oberförster kopfschüttelnd ein; „doch hast Du auch bedacht, daß zum glücklich leben auch die Mittel gehören — und diese sich in einer Ehe immer mehr steigern? — Die Kinder wachsen heran, wollen erzogen sein — dazu gehört Geld, und wo das verteufelte Geld fehlt, da wird die Liebe leicht schachmatt, oder die armen Gatten verbluten am Herzweh, der eine früher, der andere später."

„Und meinen Sie denn, liebes Onkelchen, ich hätte die weise Lehre der hausmütterlichen Tante: Sammelt in der Zeit, so habt ihr's in der Noth! — so ganz aus der Acht gelassen?" — lächelte sie im Hochgefühl ihres klaren Bewußtseins, und den Oberförster in ihr Boudoir führend, erschloß sie eine versteckte Cassette, und zeigte ihm ihr heimliches, nicht unbedeutendes Schatzkämmerchen.

Der Oberförster stutzte — Anna lächelte. — Beide standen einander schweigend gegenüber.

„Und Dein Gatte —"

„Weiß keine Silbe davon!" flüsterte sie mit leuchtenden Augen und fröhlich wie ein Kind, das den Lohn seines Fleißes zur Schau trägt; dann aber zur ernsten Stimmung übergehend, erklärte sie, wie dieß die Ersparnisse mancherlei Zufälligkeiten seien, wozu besonders die kostbaren Geschenke, die sie der Güte der Verstorbenen und der Aufmerksamkeit ihres Gatten verdanke, den Grund gelegt hätten, da sie durch Hülfe ihrer braven Wirthin solche auf vortheilhafte Weise zu Gelde gemacht ..."

„Nur nicht geflunkert, mein gar zu bescheidenes Frauchen!" fiel Madame Dubien, die unbemerkt näher getreten, der Baronin in die Rede, und sich dem Oberförster zuwendend, schilderte sie mit edler Beredsamkeit die Tugenden der jungen Frau, und wie sie diesen Schatz nur durch ihr Talent, das sie mit unermüdlichem Fleiß im Verborgenen geübt, zusammengebracht, und ihr nach so manchem Opfer gewiß hundertfältigen Segen bringen würde und solle.

Dann flüsterte sie dem Oberförster ein trauli-

ches Wörtchen zu, worauf dieser ihr mit einem herzlichen Händedruck innig dankte.

Die gute Frau war nicht müssig gewesen, und durch ihre Verwendung und ihr Ansehen hatte sie sich sehr verdient um den Baron gemacht, denn keiner von den stürmischen Gläubigern beunruhigte die junge Frau, noch kam ein unberufener Gast über ihre Schwelle.

Es wurde fast Mittag und als der längst Erwartete noch immer nicht kam, da wurde Anna unruhig, und so sehr sie auch suchte, es dem Oheim zu verbergen, so zeigten doch die unstäten Augen, das Horchen bei dem kleinsten Geräusch von außen, daß sie zerstreut sei und ihre Gedanken abwesend wären.

Madame Dubien, die ab und zuging, hatte für ein gutes Frühstück gesorgt und eben führte Anna auf vieles Bitten ihrer Freundin eine Tasse Bouillon zum Munde, als eine glänzende Equipage vorfuhr, und nach einem Augenblicke Therese von Röder in's Zimmer trat, auf Anna zueilend und ihr eine schwarz geränderte Karte reichend, sagte sie mit kindlicher Anmuth:

„Von meinem Vater!" — und Anna herzlich

umarmend, setzte sie zutraulich hinzu: „Ich erlaube mir, die Condolenz in Person zu bringen.“

Anna dankte gerührt für die gütige Theilnahme und führte sie zum Sopha.

Als Therese jetzt um sich sah, und den Oberförster gewahrte, der aufgestanden war und sich nach einem Fenster begeben hatte, wollte sie sich schüchtern zurückziehen, allein Anna beeilte sich, Beide einander vorzustellen.

„Fräulein v. Röder — mein Oheim, der Oberförster Strahl“ — sprach sie, das liebliche Mädchen bei der Hand fassend und sie dem Biedermanne zuführend. — Ein zierlicher Knix — eine freundliche Verbeugung und die Bekanntschaft war gemacht.

„Gewiß hab' ich gestört,“ sagte Therese, nachdem sie Platz genommen hatten.

„Nicht im Geringsten!“ fiel Anna ein, und ihr eine Fleischpastete präsentirend, sagte sie, „im Gegentheil, liebes Fräulein, werde ich mich freuen, wenn Sie Theil nehmen an dem, was die gütige Fürsorge unserer lieben Wirthin herbeigeschafft hat.“

„Ich weise es nicht zurück, liebe Freundin,

denn ich muß bekennen, daß ich noch fast nüchtern bin,“ sagte Therese, zutraulich sich zu Tische setzend; „in unserm Hause ist es an diesem Morgen so unruhig, so ein Laufen und Rennen, von dem Sie gar keinen Begriff haben...“

„Es ist doch nichts Unangenehmes?“ fiel Anna ein: „Ihr Herr Vater..:?“

„Ist ganz wohl und ich habe ihn lange nicht so früh auf und so geschäftig gesehen,“ erwiderte Therese; „nicht einmal den Kaffee hat er in Ruhe getrunken und was ich auch that und wie ich mich bemühte, ihm ein Wörtchen, ein Lächeln abzugewinnen — es war nicht möglich — die Klingel fast beständig in der Hand, ward ein Schreiben — ein Bote nach dem andern fortgeschickt.“ —

Therese hatte das kleine Gebäck mit großem Appetit verzehrt, auch eine Tasse Bouillon getrunken. Madame Dubien, die mit Aufmerksamkeit zugehört hatte und großes Interesse an ihrer Mittheilung zu nehmen schien, fragte wie hingeworfen:

„Und die Gouvernante, mein Fräulein...?“

„Ach, die hab' ich noch gar nicht zu Gesicht bekommen,“ erwiderte Therese; „Annette sagte mir beim Aufstehen, sie habe über Nacht Besuch bekom-

men und lasse mich bitten, sie nicht zu stören, da die Fremde jetzt ein wenig schlummere, und so war ich den ganzen Morgen auf mein Zimmer gebannt, bis der Vater vor etwa einer Stunde mich zu sich rufen ließ. Er war völlig gekleidet und im Begriff, aufzubrechen. Er machte mich mit dem Ableben des Fräuleins bekannt, dann sagte er, mir jene Karte reichend: Was meinst Du, Therese, wenn Du der Baronin eine Condolenzvisite machtest und ihr in meinem Namen diese Karte brächtest. Der Wagen ist angespannt, mich rufen Geschäfte, ich setze Dich dort ab und Du leistest Deiner Freundin ein Stündchen Gesellschaft." —

„Wie sehr bin ich Ihnen verpflichtet für Ihre freundliche Theilnahme und Aufmerksamkeit," erwiderte Anna, ihr die Hand drückend.

In diesem Moment wurde Madame Dubien abgerufen und der Oberförster, der inniges Behagen an dem lieblichen Kinde zu finden schien und sie fortwährend im Auge gehabt hatte, nahm jetzt das Wort, indem er, etwas näher rückend, sagte: „Sie erlauben mir, liebes Fräulein, wohl eine Frage?"

Therese bejahte mit einem lieblichen Kopfnicken.

„Haben Sie vielleicht in der Gegend von * * *

einen Verwandten — mir ist, als müßte ich selbst einen Familienzug in ihrem Gesichte erblicken — er ist ein großer Jagdliebhaber und..."

„Ei gewiß, er ist mein Oheim — des Vaters Bruder und zugleich mein Pathe," fiel Therese lebhaft ein; „ei, wie wird sich Vater freuen — wenn Sie ihm das Vergnügen Ihres Besuches gönnen, Etwas von dem theuren Manne zu hören; denn so lieb Onkel uns auch hat, er ist ein recht saumseliger Schreiber. Noch neulich, können Sie sich denken, schickte er uns ein Reh, und was glauben Sie, was er dabei schrieb: Den hat Dein Bruder Erich geschossen — laß ihn Dir gut schmecken und grüße mein Pathchen!"

Der Oberförster lachte herzlich und erzählte manchen schönen Zug dieses Sonderlings, indem er ihn als einen seiner bewährtesten Freunde schilderte.

Beide vertieften sich in ein recht launiges Gespräch, indeß die Angst der armen Anna immer mehr zunahm, und sie ihre Thränen kaum mehr zurückzuhalten vermochte, zumal da Madame Dubien sie nun auch verlassen hatte, auf deren Gesicht sie

auch eine gewisse Spannung bemerkt zu haben glaubte.

Da wurde es draußen lebendiger, die Thür flog auf, der Baron stürzte in das Zimmer und mit dem Ausrufe: „Anna! — Engel, wie soll ich Dir lohnen!“ sank er zu der Gattin Füßen, und in seinen Augen strahlte Himmelsseligkeit, denn vor einer Stunde war sein Loos für die Zukunft entschieden.

Freude, Ueberraschung hatten Anna stumm gemacht, Aug' in Auge theilten sich ihre Empfindungen — dann sanken sie einander in die Arme.

Madame Dubien stand schweigend in einiger Entfernung; die Hände gefaltet, schien sie dem Ewigen zu danken, daß er ihrem Vorhaben ein so glückliches Gelingen geschenkt und die Zukunft ihres Schützlings sich nun segensreich gestalte.

Dann eilte sie zu dem seligen Paare und mit den Worten: „Nun ist's genug!“ sie trennend, nahm sie den Baron bei der Hand und ihn dem verstummten Oberförster zuführend, sagte sie mit Pathos und einem triumphirenden Lächeln:

„Ich habe das Vergnügen, Herr Oberförster,

Ihnen hier den Herrn Finanzrath von Suderof vorzustellen!"

„Zürnen Sie mir noch, edler Mann?" flüsterte der Baron mit einer armen Sündermiene, wehmüthig schüchtern das schwimmende Auge zu ihm erhebend.

„An mein Herz, lieber Junge!" rief der geradsinnige Oberförster; „vergessen und vergeben!" und breitete die Arme aus, ihn mit Liebe zu umfangen.

Therese, die ein stummer Zeuge dieser Scene gewesen, rief jetzt in kindlichem Muthwillen, sich zu Anna wendend; „Ueber kleine Leute sieht man weg! — doch mein' ich," setzte sie lächelnd hinzu, „ich dürfte doch auch einen kleinen Antheil an Ihrer Freude nehmen."

„Gewiß, gewiß!" rief Anna, sie herzlich umarmend; „sieh hier, Karl, die liebenswürdige Tochter unsers freundlichen Gönners, Fräulein Therese von Röder, die sich unsers Glückes freut!"

Der Baron verbeugte sich ehrerbietig und küßte feurig die Hand, die Therese in kindlichem Frohsinn ihm entgegenstreckte, indem er sagte:

„Verzeihung, mein Fräulein, wenn ich in meiner

Extase die Unart beging, Ihnen bei meinem Eintritt in's Zimmer nicht den Ihnen schuldigen Respect bezeigte; allein...

„Ja, ja, Herr Baron," rief die Muthwillige und wollte sich ausschütten vor Lachen, „Sie waren wirklich so in Extase, daß die Stelle noch nach Stunden zu sehen sein wird!"

Dies sagend, betrachtete sie die Hand, worauf der Baron einen feurigen Kuß gedrückt und die, wie sie sagte, ganz roth sei und wie Feuer brenne.

Alle waren jetzt froh! — der Sonnenschein des Glücks, der von Innen herauskömmt, war auf Anna's Gesicht deutlich zu sehen. Die Prüfungszeit war vorüber — das Ziel, wonach sie lange gerungen, es war erreicht — sie fühlte den Himmel in ihrer Brust — sie weinte und lächelte durch Thränen, wie ein seliger Engel. —

„Ja, Kinderchen," rief der Oberförster, bald Diesem bald Jenem im Kreise die Hand reichend, „ja, heute möcht' ich die ganze Welt mit Liebe umfangen — doch nein, Alter!" rief er plötzlich wehmüthig gestimmt, „noch mußt du deine Freude zurückhalten — noch darfst du nicht jubiliren — haben wir doch Familientrauer! — und meine her-

zensgute Alte, die daheim sitzt und sich Sorgen macht — nein, nein, noch mußt du — noch müssen wir unsere Freude zurückhalten, so will es die Sitte. Aber das sag' ich Euch, Kinderchen, wenn die Trauerzeit erst vorüber," — und unwillkürlich ging die Stimmung des jovialen Mannes zu der frühern über, — „da seh' ich Euch Alle bei mir! Auch Sie, mein schönes Fräulein, dürfen nicht fehlen! — O," schmunzelte er, „der alte Oberförster weiß liebe Gäste auch zu regaliren!"

„Und da träfen wir am Ende mit dem Oheim, Ihrem Jagdfreunde, zusammen? — Ach, das wäre ja herrlich!" jubelte Therese und klatschte vor Freude in die Hände.

„Zugestanden!" rief der Oberförster; „darauf gebe ich mein Wort!" und reichte Theresen die Hand, in welche sie bereitwillig die ihrige legte.

„Nun aber vor allen Dingen, Kinder, gebt mir Feder, Dinte und Papier, daß ich an meine Alte schreibe, damit sie sich beruhigt, denn ich halte es doch für billig und recht, der Tante zu Grabe zu folgen. Er schrieb, nachdem ihn der Baron in sein Zimmer geführt und das Bureau erschlossen hatte:

„Meinem Versprechen zufolge schreib' ich Dir „liebe Frau, gleich nach meiner Ankunft, und Gott „sei gedankt in einer recht frohen Stimmung. Die „Tante ist todt — Gott habe sie selig! — Der „großprahlige Herr Regierungsrath ist zu allen „Teufeln — doch das beste kommt nach — horche „wohl auf, Frau! — Karl, Dein Liebling, ist Fi„nanzrath geworden und unsere Anna ein vortreff„liches Weib, — So, nun hast Du doch Etwas „woran Du, gute Seele, während meiner Abwe„senheit zehren kannst. Und nun Adieu, Alte! „treibe die Jungen doch an, ihrer Pflicht streng „nachzukommen. —

„Den Tag meiner Rückkehr kann ich noch „nicht bestimmen. Mündlich mehr u. s. w."

Er siegelte ihn darauf und besorgte den Brief sogleich zur Post.

Sechszehntes Kapitel.

Lange noch, nachdem das saubere Paar mit seinem Raube davon geeilt, saß, zusammengekauert, zitternd und zagend die Arme in ihrem Versteck, immer noch fürchtend, der Bösewicht habe Etwas vergessen und könne noch einmal wiederkehren. Endlich, da Alles still blieb, überkam ihr ein Grauen bei dem Gedanken, so ganz allein und in der Nähe der Leiche zu sein — ein Frösteln überfiel sie, es kam ihr vor, als fühle sie den Hauch des Todes von der Leiche auf sich überwehen, und die Liebe der Selbsterhaltung brachte das stockende Blut wieder in Umlauf. Sie rafft sich auf — tappt in der Finsterniß umher und findet endlich nach langem Umherirren ihr Zimmer und hat kaum die Kraft Licht anzuzünden.

Die Augen fest geschlossen, sitzt sie unbeweglich da wie ein steinernes Bild; doch vor ihrem innern Auge bewegt sich noch einmal die grauenhafte Scene, der sie beigewohnt — sie hat die Personen erkannt — sie wiederholt sich die Worte, die der scheinheilige Döring zu François gesprochen —

und sinnt nun, wie sie die Ausführung dieses teuflischen Complotts verhindern und sie der verdienten Strafe überliefern will. Die erstarrten Glieder bekommen wieder Leben. Sie öffnet die Augen, erhebt die Hände wie zum Gebet und, den umschleierten Blick nach oben gerichtet, eilt sie wie von einer geistigen Inspiration belebt, zu einem Koffer und langt aus dem Grunde ein mit einer Schnur gebundenes Paquet hervor, wickelt sich dann in einen Mantel und eilt die Treppen hinab. Die Laternen auf den Corridors waren dem Erlöschen nahe. Alles lag im tiefen Schlafe in dem großen palaſtähnlichen Gebäude. Der Nachtwache, die auf der Hausflur saß und die bei ihrem Erscheinen sich erhebt, sagt sie, sie wolle zum Arzt und wirklich lenkt sie ihre Schritte dorthin. Hier bleibt sie einige Minuten stehen, um Athem zu schöpfen, dann zieht sie den Glockenzug und nach zweimaligem Anziehen wird die Thür geöffnet.

Mit verstörtem Gesicht und mit einer Hast, als würde sie verfolgt, fordert sie den Diener auf, er möge seinen Herrn wecken. Dieser, noch halb schlaftrunken, betrachtet sie ärgerlich und weigert sich, der Aufforderung nachzukommen, indem er sagt:

„Mein Herr ist sehr spät zu Bett gegangen und schon einmal incommodirt. Sagen Sie mir Ihr Begehr, — verlangen Sie etwa ein Recept? — ich muß oft dergleichen bestellen — das kann er im Bett schreiben...“

„Halten Sie mich nicht auf, Lieber; es hat die größte Eile — bitte, wecken Sie den Doctor und führen Sie mich auf sein Zimmer — ich vermag mich kaum aufrecht zu halten.“

Ein Viertelstündchen und der Doctor erschien.

„Wie, Sie hier, Mademoiselle!“ rief der Gerufene, „nach so viel schlaflosen Nächten — und zu dieser Stunde? — Was führt Sie zu mir?“

„Ach Herr Doctor,“ mehr konnte die Arme nicht hervorbringen und sie taumelte, von einem Schwindel ergriffen, ihm entgegen.

Der Arzt führte sie zum Sopha und rieb ihr die Schläfe mit stärkenden Essenzen. Sie erholte sich und bat um ein Glas Wasser. Dann erzählte sie in Absätzen, was sich in der Nacht Schreckliches begeben und wie sie gekommen, sich Raths bei ihm zu holen, da nur durch schnelle Hülfe die Verbrecher an ihrer Flucht behindert werden könnten.“

„Und Sie könnten einen Eid darauf leisten, daß

die mir genannten Personen wirklich diejenigen sind, daß keine Täuschung irgend einer Aehnlichkeit vielleicht...?"

„Bei meiner Seligkeit, ich habe sie deutlich erkannt," fiel sie ein; „es sind vielleicht vier Monate als der spitzbübische François, auf nachdrückliches Ansuchen Dörings, nach einem lauten Scandal durch polizeiliche Hülfe das Haus verlassen mußte, nachdem er etwa zwei Jahre in seinen Diensten gestanden."

„Kannten Sie die Person, die der Schurke bei sich hatte?"

„Vielleicht, wenn ich sie hätte näher ins Auge fassen können — allein sie fürchtete die Nähe der Leiche und hielt sich immer in einer gewissen Entfernung."

„Sie nannten, glaub ich, ihren Namen?"

„Ich hörte ihn aus dem Munde François — er nannte sie Lucie."

„Lucie!" — wiederholte der Doctor nachdenklich — „und nach Amerika wollten sie?"

„So hörte ich sie deutlich sagen."

„Hm, hm!" brummte der Doctor und rieb sich unruhig die Stirn. „Ob besagte Lucie eine Mut-

ter hat," — sprach er, wie zu sich selbst — „Amerika — feine Wäsche — Nähterin — grübelte er, Alles trifft zu! — wollen doch sehen ob..."

Er stand auf, schlug sein Krankenbuch auf; doch noch ehe er einen Blick hineingeworfen, öffnete sich die Thür und derselbe Diener, der Mademoiselle Sandart hereingeführt hatte, meldete einen Mann, der den Doctor nothwendig zu sprechen wünsche, und sich durchaus nicht abweisen lassen wolle.

„Hast Du nach seinem Namen gefragt?"

„Er nennt sich Jacobs, und ist, glaub ich, ein Tischler."

„Führ' ihn hieher," gebot er dem Diener, und sich zu der Sandart wendend, sagte er hastig, die Thür des Nebenzimmers öffnend, „bitte, treten Sie hier herein, ich lasse die Thür angelehnt, achten Sie auf jedes Wort, was zwischen mir und dem Angemeldeten gesprochen wird, es kann uns vielleicht auf die Spur helfen."

Ein großer, robuster Mann trat ein, entschuldigte sich höflich, und sagte: „Ich komme diesmal nicht, um Ihre ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, lieber Herr Doctor; denn wir sind, Gott

sei Dank, jetzt Alle gesund. Es gilt nur eine Frage, die ich an Sie zu thun, und die Sie mir gütigst beantworten wollen.

„Und die wäre?"

„Ich wollte Sie nur fragen, Herr Doctor, ob Sie der Lucie Vollbrecht gestern, nachdem Sie ihrer Mutter einen Besuch gemacht, ein ärztliches Zeugniß gegeben, daß dieselbe außer Stande, die Reise nach Amerika jetzt machen zu können und daß dieselbe selbst lebensgefährlich für die alte Frau sein würde?"

„Ich habe dort weder einen ärztlichen Besuch gemacht, noch bin ich um ein Zeugniß von der Tochter angegangen," erwiderte der Doctor kopfschüttelnd und höchst verwundert. — „Ich habe diese Leute seit länger denn acht Wochen nicht gesehen. Aber sagen Sie mir, Meister, was wollte denn diese Lucie damit bezwecken?"

„Das will ich Ihnen in kurzen Worten sagen, Herr Doctor: diese Wittwe Vollbrecht, wie Sie wissen, ist noch eine weitläufige Verwandte meiner Frau, die zu unterstützen ich für meine Pflicht hielt, so weit meine Kräfte ausreichten. Ich gab ihr im Hinterhause freie Wohnung — das Holz ist bei

einem Tischler auch nicht rar und mancher Bissen flog aus meiner Küche, gesehen und ungesehen, in die ihrige, und als sie krank war — wissen Sie, Herr Doctor, hab' ich's ihr an Pflege nicht fehlen lassen."

„Gewiss nicht, das Zeugniss kann ich Ihnen und Ihrer Frau mit vollem Rechte geben."

„Und nun will das leichtfertige Mädchen, das sich seit längerer Zeit mit einem Bummler herumgezogen, nach Amerika, um sich dort mit ihm trauen zu lassen, ohne mich noch meine Frau in Rath zu nehmen, und zum Dank für meinen langjährigen Beistand, will sie mir nun die Alte, die völlig taub, mir nichts dir nichts auf dem Halse lassen, mit dem Versprechen, sie in Kurzem und so bald sie völlig genesen, nachkommen zu lassen — aber man kennt schon dergleichen Spiegelfechtereien, sind sie erst fort, haben wir das Nachsehen...."

„Aber sagen Sie mir, lieber Meister, wer ist denn eigentlich dieser Mensch — was treibt er? — wovon lebt er — und wie ist er im Umgange? — Sie haben ihn doch beobachtet?"

„Mit einem Worte, viel ist nicht daran, möcht' ich behaupten, Herr Doctor," sprach der Meister

verdrießlich; „und ich wäre deshalb froh, wenn ich sie nicht mehr nennen hörte. Ich glaube auch, mit dem Kerl, der sich François nennt und mir immer aus dem Wege gegangen ist und der das Tageslicht scheuet, ist's keine reine Sache, er hat ein echtes Gaunergesicht, und ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht ein Spion oder eine Art Unterhändler ist; doch, um der Sache ein Ende zu machen, lieber Herr Doctor, dächt' ich, Sie gäben mir den schriftlichen Beweis, daß Sie dort weder einen Besuch gemacht, noch daß er von Ihnen durch Lucie verlangt ist. — Vermuthlich," eiferte er und sein Gesicht wurde kirschroth, „vermuthlich meinte der Hallunke, so im letzten Augenblicke eine Last abzuschütteln, die er sich anfangs aufgebürdet hat, damit die Alte gute Miene zum bösen Spiel machte und er dort seine Niederlage haben konnte. Aber das soll ihm nicht gelingen, ich habe meine Leute geweckt, daß sie kein Stück eher verabfolgen lassen, bevor nicht Alles klar und am Tage ist."

Der Doctor schrieb den verlangten Schein und ihn dem Meister gebend, sagte er: „Wollen Sie nun meinem wohlgemeinten Rathe folgen?"

„Gern, kenn' ich Sie ja viele Jahre als einen

menschenfreundlichen, braven Mann und unsern guten, lieben Hausarzt, der uns immer in Noth und Tod beistand. Wie hätt' ich es denn sonst gewagt, Sie bei Nacht auf diese Weise zu incommodiren."

Der Arzt reichte dem redlichen Bürgersmann freundlich die Hand, die dieser herzlich drückte. Dann sagte er:

„Mein Rath ist, Sie gehen mit diesem Schreiben, statt zu Hause, nach dem Polizeibureau. Diese Karte, die ich beilege, wird das Augenmerk der Behörde auf Ihr Haus richten, ohne daß Sie nöthig haben, sich in Zank mit diesen zweideutigen Menschen einzulassen, gehen Sie ruhig in Ihre Behausung und zu den Ihrigen zurück. Morgen sprechen wir uns wieder. Adieu, Meister, die Sache bedarf Eile!"

Der Meister ging und Mademoiselle Sandart trat wieder herein.

„Da haben wir die Clique!" rief der Doctor ihr entgegen. „Nun vor allen Dingen dem Baron v. Suderof Nachricht gegeben, damit er auch seinerseits die nöthigen Schritte thut."

„Daran ist nicht zu denken, den hat der ränke-

volle Döring zu Bett gebracht, so wie er das ganze Personal über die Seite geschafft hat...“

„Um freies Spiel zu haben!“ fiel der Doctor heftig ein, und rannte wie besessen durch das Zimmer. „Da freilich müssen wir den Tag schon abwarten, da, was sich über Nacht begeben, noch geheim bleiben muß. — Doch was thut's, kann das Gericht ja doch auch noch nicht einschreiten — die Polizei wird schon Maßregeln ergreifen.“

„Doch nun vor allen Dingen, meine liebe Mademoiselle Sandart,“ sagte der Doctor, nachdem sie noch ein Langes und Breites mit einander berathen; „ich sehe, daß Sie gänzlich erschöpft sind, wo denken Sie denn nun Ihr Quartier aufzuschlagen. — Sie bedürfen wahrhaftig der Ruhe, wenn Sie nicht zu Grunde gehen wollen — und ich bin Garçon, wie Sie wissen, und sehr beschränkt in meinem Quartier.“

Daran hatte die Arme in ihrer Noth noch gar nicht gedacht; es fiel ihr wie ein Stein auf's Herz, sie vermochte nicht, sogleich eine Antwort hervorzubringen.

„Das Beste wäre, Sie verfügten sich in die Behausung des Barons. Ich glaube, wie ich die

sanfte Frau habe kennen lernen, ist sie von sehr edler Gemüthsart, denn mit einer Engelsgeduld war sie um die Leidende beschäftigt, und so läßt sich mit Gewißheit voraussetzen, sie wird die langjährige treue Gesellschafterin der Verstorbenen mit Liebe aufnehmen."

Dagegen hatte Mademoiselle Sandart aber geheime Gründe, die sie dem Doctor nicht gern mittheilen, wenigstens für's Erste damit zurückhalten wollte. — Nach einigem Nachsinnen sagte sie daher, nachdem sie nach der Uhr gesehen: sie habe eine ihr sehr gewogene und bewährte Freundin, die sie gewiß gern einige Tage beherbergen würde, bis etwas Näheres über ihre Zukunft entschieden sei. Und als der Doctor fragte, wer diese sei und ob sie hier in der Stadt wohne, antwortete sie:

„Ja, sie wohnt hier und zwar ganz in Ihrer Nähe, Herr Doctor, sie ist Gouvernante in dem von Röderschen Hause — unsere Bekanntschaft schreibt sich von langer Zeit her; allein das Schlimmste ist, sie hängt nicht ganz von sich ab, und deshalb trag' ich Bedenken..."

„Thorheit!" brummte der Doctor; „Noth kennt ein Gebot! und wie ich den Minister kenne —

ich bin dort Hausarzt — ist er ein menschenfreundlicher, humaner Herr. Auch muß er sich für die Familie besonders interessiren," setzte er lebhaft hinzu, „denn ich entsinne mich, daß er durch seinen Bedienten sich mehrere Male nach dem Befinden des kranken Fräuleins erkundigen ließ und mein ärztliches Gutachten verlangte, ob wohl noch Hoffnung vorhanden sei, daß sie je wieder als zurechnungsfähig betrachtet werden könne. — Also nur frisch gewagt, Mademoiselle. — Der Morgen bricht bald an und," lächelte er, sie vom Kopf bis zu Fuß betrachtend, „in diesem Aufzuge, glaube ich, möchten Sie sich doch wohl nicht auf der Straße sehen lassen, sobald es lebhaft wird."

Sie betrachtete sich und musste bekennen, daß sie wirklich wie eine dem Tollhause entsprungene Wahnsinnige aussah.

„Sie haben recht, lieber Doctor," seufzte sie; „Gott weiß, ich hatte ja ganz meine Sinne verloren — und bin noch so confus, wie eine Nachtwandlerin, wenn sie der Wirklichkeit wiedergegeben..."

„Kein Wunder, nach so viel schlaflosen Nächten eine so grauenhafte Scene durchzumachen,"

sagte er mit großer Theilnahme. „Doch fassen Sie sich, meine Gute, die Aufregung wird vorübergehen, sobald Sie die nöthige Ruhe genossen, und die finden Sie in einigen Stunden Schlafs. — Um Mittag mache ich Ihnen einen Besuch!“

Dies sagend, zog er die Klingelschnur und befahl dem eintretenden Diener: Mademoiselle Sandart nach dem Hause des Ministers von Röder zu begleiten.

Sie dankte dem braven Manne für seine ihr bewiesene Güte und jener wies nicht allein den Dank zurück, sondern versprach, ihr in jeder Verlegenheit, sofern sie Vertrauen zu ihm habe, gern mit Rath und That beizustehen.

Auf der Hausflur traf sie den wartenden Diener mit einer brennenden Stocklaterne. Sie hatte den staunenden Blick und das Schmunzeln desselben wohl bemerkt, und empfindlich darüber, bat sie ihn, die Kerzen auszulöschen, da sie in ihrem Aufzuge einer Vogelscheuche wohl nicht ganz unähnlich sei.

Siebzehntes Kapitel.

„Ist Ihre Freundin wohl jetzt im Stande auf meine Fragen Rede zu stehen?“ sprach der Minister zu der Gouvernante seiner Therese, die ihm vor einigen Stunden die Ankunft ihrer Freundin gemeldet und von Allem Bericht erstattet hatte, was die arme Sandart in dieser Nacht Schreckliches erlebte. „Ich wünschte über Manches Aufschluß zu bekommen.“

„Ach daran ist gegenwärtig wohl nicht zu denken, Excellenz,“ entgegnete sie mit trauriger Miene; „die Arme liegt völlig erschöpft wie in einer Art Lethargie; doch hat sie mir ein Paquet in Verwahrung gegeben, das nach ihrer Aussage auf den Neffen der Verstorbenen Bezug habe, das sie, obwohl mit Unrecht zurückgehalten, aber aus Anhänglichkeit an ihre Herrin nicht habe veröffentlichen wollen — und da meine ich nun —“

Sie stockte und schlug, von des Ministers durchbohrenden Blick außer Fassung gebracht, die Augen verlegen nieder.

„Was meinen Sie?“ rief er, hastig seinen Stuhl ihr näher rückend: „woher diese Verlegenheit? — Ich will nicht hoffen,“ setzte er dann gelassener hinzu, „daß Sie Ursach haben zu fürchten, daß ich von dem, was mir anvertraut oder zur Prüfung übergeben, einen unrechten Gebrauch machen würde...“

„Excellenz verzeihen, wenn ich mich unrichtig oder gar unverständlich ausgedrückt habe — aber ich meinte, ob ich ohne von meiner Freundin geradezu bevollmächtigt zu sein — vielleicht zum Vortheil des Herrn Barons — ach Gott — ich bin so confus...“

„Jetzt verstehe ich Sie, meine Gute, Sie möchten gern zu etwas Gutem Ihre Hand bieten, haben sie Dank!“ — Sie sollen deshalb keine Verantwortlichkeit haben, noch sollen Sie zur Rechenschaft gezogen werden.“

Dies sagend, nahm der Minister das Paquet, das die Bonne ihm schweigend reichte, löste die Schnur und das erste, was ihm in die Augen fiel,

war ein Testament von des Barons Vater, was dieser mit einem Schreiben an seinen Schwiegervater gesandt hatte, bevor er seinen Todfeind herausgefordert und worin er diesen zu seinem Testamentsvollstrecker, im Falle er bliebe, bestimmt hatte. Dann folgten Verträge, Contracte, Briefe u. s. w., deren Inhalt so schnell nicht zu übersehen, die aber doch sämmtlich bewiesen, daß sie unterschlagen und von der Kammerfrau — auf welche Weise war nicht zu begreifen — der Vernichtung entrissen und in Verwahrung genommen waren.

„Haben Sie nie Etwas — doch nein, warum uns jetzt dabei aufhalten," rief der Minister aufbrausend, „bitte, sorgen Sie nur, daß mich Niemand störe — selbst meine Tochter, sie darf weder Etwas davon wissen, noch soll sie zu mir kommen! — Hier kömmt Alles anf schnelle Ausführung an."

Die Bonne ging. Der Minister klingelte.

„Diese Briefe an die Adressen. Ein Schreiber kann sie besorgen," rief er dem Diener entgegen. „Du wartest meines Rufs."

Er ging — kehrte aber bald zurück mit einem kleinen Handbillet. Der Minister erbrach es und las:

„Ew. Excellenz muß ich leider melden, daß „der Baron von Suderof so eben in meinem Zim- „mer, indem er in höchster Verzweiflung mich zum „Schutz für seine Gattin angefleht, von den Hä- „schern begleitet, nach dem Schuldthurm gegangen „ist.

„Sein Unglück zu vermehren, hat der Oheim, „der zum Schutze seiner Nichte auf meine Bitte „herbeigeeilt, seinen ganzen Zorn über ihn ausge- „sprochen, was den armen Baron völlig zerschmet- „tert hat.

„Kann ich irgend wie dienen, Excellenz — „meine Casse steht stündlich zur Dispositiou." u. s. w.

„Der Bote sagt, er bekäme Antwort, Excel- lenz," sagte der wartende Diener.

„Die soll er haben!" erwiderte der Minister, schrieb einige Zeilen, siegelte und reichte sie ihm.

„Ein herrliches Weib, diese Dubien;" sagte er vor sich hin, „die weiß ihren Reichthum zu nützen, daß er Früchte trägt, aber," setzte er dann verdü- stert hinzu, „dem leichtsinnigen Baron kann diese kleine Züchtigung nicht schaden — es wird ihm eine Lehre für sein Folgeleben sein."

Ein Schreiber meldete jetzt als Neuigkeit, daß

in der Belletage des verstorbenen Fräuleins Alles versiegelt sei und der Regierungsrath Döring, wie man sage, sammt der Kammerfrau ausgekniffen seien, welche die Leiche geplündert und Alles mitgenommen hätten. Der Baron von Suderof sei ins Gefängniß gebracht, weil man ihn für den Mitschuldigen oder doch wenigstens für den Hehler halte.

„Heilloses Geschwätz!" donnerte der sonst so sanfte Greis, „nun wird's doch hohe Zeit, dem Scandal abzuhelfen."

Er trug sofort schriftlich darauf an, die Untersuchung auf sein Geheiß gegen den Baron von Suderof niederzuschlagen, indem man den Verbrechern auf der Spur sei, auch sämmtliches Dienstpersonal der Verstorbenen unangetastet auf freiem Fuß lassen möge.

In diesem Moment trat der Doctor, zu welchem Mademoiselle Sandart ihre Zuflucht in der Nacht genommen hatte, und der bei der Baronin von Suderof seine Condolenzvisite hatte machen wollen, von Madame Dubien jedoch daran verhindert war, in das Zimmer.

„Guten Morgen, guten Morgen — ich störe

doch nicht?" rief er und ohne des Ministers Antwort abzuwarten, fuhr er fort, „ich komme von Madame Dubien, Excellenz, um in aller Eile zu berichten, daß, um die Freilassung des Barons zu beschleunigen, da dessen arme Frau, die noch immer nichts von Allem wisse, sich halb zu Tode ängstige über sein Ausbleiben, sie mich beauftragt hat, die nöthige Caution in ihrem Namen zu leisten, und da ich nun aber die Weise, wie solches am schnellsten ..."

„Genug, lieber Doctor, ich weiß, was Sie sagen wollen und bin eben schon im Begriff, die Sache auf kurzem Wege ins Werk zu setzen, und wenn Sie sich selbst bemühen wollen ..."

„Gern, gern!" fiel der Doctor ein; „ist's ja eine wahre Hetzjagd heute Morgen — das Mädchen haben sie erwischt — der Kerl muß aber Lunte gerochen haben — er ist zum Teufel."

„Von wem ist denn hier die Rede, lieber Doctor?"

„Ei, wissen Sie denn nicht, dem François und der Lucie waren wir auf der Spur," — und nun erzählte der Doctor den nächtlichen Besuch des Tischlermeisters und wie er durch eine Karte die

Polizei aufgefordert, dessen Haus im Auge zu haben.

Der Minister hatte jetzt das Schreiben gesiegelt und es dem Doctor reichend, sagte er: „Dies vorläufig, lieber Doctor. — Beruhigen Sie übrigens Madame Dubien, sagen Sie ihr, ich würde von ihrem menschenfreundlichen Anerbieten gehörigen Gebrauch machen."

„Werde Alles pünktlich ausrichten," versprach der Doctor, sich empfehlend.

„Was werden meine Patienten heute auf den saumseligen Doctor schelten," — sprach er im Abgehen; „doch immerhin, ich kann heute nicht anders! — Die allerliebste, engelgute kleine Baronin steht mir ja beständig vor Augen."

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß der Minister eine Weile nachdenkend und überlegend. Dann stand er auf und klingelte.

„Laß vorfahren und dann kehre zurück — ich will mich ankleiden," befahl er dem Diener, der ihn verwundert ansah, da es ganz außer der Ordnung war, seinen Herrn, bei dem sonst Alles wie am Schnürchen ging, so früh mobil zu sehen — und noch dazu mit einer solchen Eile! —

Als er angekleidet, ließ der Minister seine Tochter rufen; was er ihr gewollt und was er ihr gesagt, wollen wir nicht wiederholen, hat der geneigte Leser es ja schon aus dem Munde der lebendigen und liebenswürdigen Therese gehört, wohl aber wollen wir bemerken, daß der edle Mann eine Obligation von 4000 Thalern gesetzlich deponirte, und, um allen Eclat zu verhüten, noch heute die Anstellung des Barons als Finanzrath declarirte, was allen Lästermäulern mit einem Male den Mund stopfte, den Neuigkeitskrämern neuen Stoff zur Unterhaltung gab, und somit den Verpönten wieder zu Ehren brachte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Begräbnißfeier des Fräuleins wurde mit allen ihrem Range gebührenden Ehrenbezeigungen begangen. — Madame Dubien hatte die Besorgung übernommen, um die Baronin, die ohnehin sehr angegriffen war, zu schonen. Das Dienstpersonal war schwarz gekleidet und schloß sich dem Schluß der Folge an.

Die rohesten und zudringlichsten der Gläubiger wurden durch Versprechungen einstweilen besänftigt und die Uebrigen rechneten theils auf die Ehrenhaftigkeit der reichen Vermittlerin, theils berechneten sie die künftige Stellung des Finanzraths, und so ging der Traueract ruhig und ernst vorüber.

Anna war an diesem Tage sehr weich gestimmt. Ein Heer von Gefühlen wogte in ihrer Brust. — Das vorherrschendste war das Drängen

einer Verpflichtung, die das Andenken der Todten ihr auferlege und die sie in ihrem Geiste auszuführen und gut zu machen sich berechtigt fühlte. — Der Schlaganfall hatte sie übereilt — sie hatte nicht testiren, nichts für die nun herrenlose Dienerschaft festsetzen können — wie würden diese jetzt über sie seufzen! — und wie manche Freude, wie manche Ueberraschung, wie manches kostbare Geschenk hatte sie dagegen von ihr aufzuweisen! — Sie gedachte nur des Guten — alles Uebrige, was sie ihretwegen gelitten, war vergessen.

In dieser Stimmung überraschte sie Madame Dubien. Sie kam, ihr zu sagen, daß sie die Veranstaltung getroffen habe, Abends bei ihr zu essen, was Anna im Namen der Uebrigen dankbar annahm. Sie war mit der Idee gekommen, ihr Manches, was doch nicht für immer verschwiegen bleiben und sie vielleicht unvorbereitet erfahren könne, allmälig mitzutheilen. Das Erste war, daß Döring, um der Untersuchung zu entgehen, entflohen sei, und wie man jetzt darauf sinnen und denken müsse, ein recht ähnliches Signalement aufzusetzen und in alle Zeitungen einrücken zu lassen — dann beklagte sie sich über den Schnecken-

gang des Gerichts, das so lange zögern würde, bis der Bösewicht einen weiten Vorsprung habe.

„Ach," sagte Anna, ihre Hand ergreifend und sie fest in der ihrigen haltend, „lassen wir ihn — er wird seinem Richter nicht entgehen, und wär' es auch nur sein Gewissen, das ihm täglich zuruft, wie schwer er gesündigt, und der Schatten seines Opfers, der ihn ruhelos verfolgen wird, was ihn quält! — Sagen Sie, ist er dann nicht bestraft genug? — Wollte Gott," schloß sie mit gedämpfter Stimme, „wir könnten einen Schleier über die Vergangenheit decken — wir würden nur dabei gewinnen."

Madame Dubien lehnte sich dagegen auf, sie meinte, solche Nachsicht üben, heiße, ein Unrecht gegen die menschliche Gesellschaft begehen u. s. w. Anna aber entgegnete:

„Ich kenne meinen Karl, ist er auch jetzt aufgebracht, er wird nie vergessen, daß er einst der Beschützer seiner Jugend, sein Lehrer und Führer war — er wird nur die guten Seiten seiner Handlungsweise hervorsuchen — die Schuld, die er begangen, wird sein Herz bemänteln — mit diesem und jenem entschuldigen; also," schloß sie

mit einer herzlichen Umarmung, „wollen Sie mir Ihre Liebe beweisen, so lassen wir die Sache fallen und stellen sie Gott anheim."

Madame Dubien sah wohl ein, daß die Stimmung der jungen Frau noch nicht geeignet sei, ihr ein ruhiges Gehör zu schenken, und schob es auf, sie jetzt damit zu behelligen. Als sie sich mit der Bitte, ja nicht zu spät zum Souper zu kommen, entfernt hatte, eilte Anna, das auszuführen, was ihr Herz zu thun ihr hieß.

Sie eilte nach dem Zimmer ihres Gatten, wo dieser mit dem Oberförster ernsthaft und eifrig plaudernd am Fenster saß. Beide waren so vertieft, daß sie die Eintretende nicht gewahrten.

Einige Augenblicke weidete sie sich an dem Anblicke, Beide so gemüthlich und herzlich vereinigt zu sehen, dann trat sie leise zwischen sie und die Hand auf eines Jeden Schulter legend, sagte sie mit einer Simme, die sanft zum Herzen dringt:

„Darf ich Euch stören, Ihr Lieben?"

Beide hoben lebhaft den Kopf und wandten sich hastig nach ihr um, sie freundlich zunickend.

„Anna!" rief der Eine; „Meine süße Anna!"

der Andere; indeß Beide ihr die Hand entgegenstreckten.

Der Baron war aufgesprungen und ihr seinen Stuhl anbietend, sagte er: „komm, Herzchen, setze Dich zu uns!“

Doch noch ehe Anna des Gatten Anerbieten angenommen, hatte der Oberförster die Liebliche auf seinen Schoß gezogen; und sie gerührt an seine Brust drückend, rief er, sich zu dem Baron wendend: „Du mußt mir heute schon das Recht einräumen, mein Junge; morgen“ setzte er wehmüthig hinzu, „morgen bin ich fort — und dann gehört sie Dir allein.“ Dann drückte er einen Kuß auf ihre Stirn und dem Baron die Hand reichend, sagte er treuherzig: „Wirst dem alten Onkel doch nicht böse?“

„Böse!“ lächelte der Baron, „nein, böse nicht, nur etwas neidisch!“ — und Beide herzlich umschlingend, drückte er unzählige Küsse bald auf die bärtige Wange des Onkels, bald auf den Rosenmund seiner Anna.

„Na, na, Kinder, erdrückt mich nur nicht!“ rief der Waidmann in frohester Laune und machte sich los aus der feurigen Umarmung.

„Nun zu etwas Ernsterem," rief Anna, sich niedersetzend; „ich komme mit einem Anliegen und da ich die weise Lehre der guten Tante: eine Frau soll nie Etwas ohne Wissen ihres Gatten thun! nicht vergessen habe, so möcht' ich mir Deine Einwilligung, lieber Mann, gern vergewissern. Und nicht wahr," setzte sie, sich ihm liebevoll anschmiegend, bewegt hinzu: „Du bist mir nicht entgegen?"

„Liebe Anna, Du sprichst so räthselhaft — ist Dein Wille nicht auch stets der meinige gewesen — oder hätt' ich Dir je Etwas in den Weg gelegt? — Doch sprich, was kann es sein?"

„Ach, Karl, uns hat Gott so gesegnet — ich fühl' es so tief und da möcht' ich gern auch Andere . . ."

„Liebes Kind, Du bist ja doch nicht allmächtig, um alle Menschen glücklich machen zu können," lächelte der Baron.

„Ach nein," fiel Anna wehmüthig ein, „meine Macht erstreckt sich nur auf einen sehr bescheidenen Kreis und das ist das Dienstpersonal der seligen Tante. — Hast Du wohl gesehen, wie sie blaß und niedergeschlagen bei der Leiche standen? — Gewiß ist es nicht der Wille der Verkärten, daß

sie jetzt brotlos umherwandern und über sie seufzen sollen."

„Aber, liebe Anna," unterbrach sie der Baron nicht ohne Verlegenheit; „wir können sie ja doch nicht alle in Dienst nehmen!"

„Wer denkt daran!" lächelte Anna; „das Mittel der Aushülfe ist gefunden und ich hab's in Händen!"

Dies sagend, langte sie die Cassette, die sie unter ihrem Tuch verborgen hielt, hervor, und sie ihrem Gatten reichend, sagte sie begeistert, mit zitternder Stimme und mit freudestrahlendem Auge:

„Laß uns von diesem kleinen Schatze einen edlen Gebrauch machen, lieber Karl, es wird Segen bringen! — er sei der Grundstein, auf dem wir unser Eden bauen!"

Der Baron, der nicht wußte, wie ihm geschah, sah Anna höchst verwundert an. Der Oberförster jedoch, der die Cassette schon gesehen und durch Madame Dubien erfahren hatte, wie mühsam und mit Aufopferung das Sümmchen zusammengebracht, fühlte sich tief ergriffen, und die Hand auf des Barons Schulter legend, rief er mit freudebender Stimme:

„Beim Himmel, Junge, Du hast ein herrliches Weib! — Gott segne Euch!“ und sich eine Thräne aus dem Auge wischend, sagte er: „Doch, Kinder, diese Ehestandsscene macht unter Euch ab. — Ich will zum Minister von Röder — denn morgen in der Frühe geht's fort.“

Mit lautem Jubelruf wurde der Oberförster von der lebhaften Therese begrüßt und zu dem Vater geführt, der, nach dem was er Gutes von ihm gehört, großes Verlangen trug, den Biedermann kennen zu lernen, und ihn mit einem herzlichen Händedruck willkommen hieß.

Ein Weilchen war das Gespräch allgemein, dann zog sich Therese zurück und die Unterhaltung nahm jetzt eine andere Wendung.

„Was rathen Sie nun, was wir in der Sache thun?“ fragte der Minister, nachdem Beide die letzterlebte Periode durchgenommen und beleuchtet hatten, „als Oheim und Vormund haben Sie natürlich das erste Recht darüber zu entscheiden.“

„Wie ich meine genügsame und friedliebende Nichte kenne, möcht' ich wünschen, daß ihr Mann

in keine ärgerliche und schwierige Processe verwickelt würde, ich glaube und fürchte, daß es ihr den Seelenfrieden rauben könnte."

„Dasselbe läßt sich auch von dem jungen Manne erwarten," erwiderte der Minister, „der sein ganzes Glück jetzt darin zu finden scheint, für Frau und Kind zu arbeiten, dem Staate ehrenvoll zu dienen und einzig von seiner Besoldung zu leben. Mein Rath ist also, wir lassen ihn in dem Glauben, er sei nie reich gewesen, so hat er nichts zu verschmerzen. — Ich habe die Papiere durchgesehen — es ist kein Zusammenhang darin zu finden und folglich kein Resultat daraus zu ziehen. Döring hat wie ein Schuft als Geschäftsführer gehandelt, die kurzsichtige, vergnügungssüchtige Tante hat nicht weiter wie von einem Tage zum andern gedacht — die Güter sind in die Hände unrechtlicher Pächter gegeben, die sie ruinirten und dann davon zogen. Kapitale waren nicht mehr aufzutreiben — die Kapitalisten zogen ihre Gelder der kriegerischen Aussichten halber, einer nach dem andern ein, wodurch die Unterhandlungen, die verschuldeten Güter gegen Leibrenten zu veräußern, womit der Gewissenlose umging, sich zerschlugen.

— Gegen wen will man nun klagen, an wen sich halten?"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, dem in Aussicht stehenden Erbe zu entsagen," fiel der Oberförster ein, „und habe nur noch zu danken, daß Excellenz sich meiner Nichte so väterlich angenommen haben, und bekenne mich als Ihren großen Schuldner..."

„Eine Schuld, die Ihnen wahrhaftig nicht geschenkt sein soll!" fiel der Minister lebhaft ein und rückte dem Oberförster ganz nahe und die Hand auf seine Schulter legend, sagte er:

„Sie müssen eine ganz vortreffliche Frau haben?"

„Gott sei Dank, meine Alte ist gut und brav — aber was wollen Sie damit sagen?"

„Was ich damit sagen will — daß ich wünsche, sie hätte meine Therese ein Jahr in ihrer Schule."

„Excellenz spaßen!" —

„Gewiß nicht! — ich möchte, meine Therese würde einst, was Ihre Nichte ist — mein Stolz und meine Freude."

„Das wird sie gewiß!" entgegnete der Oberförster, „bei dieser Herzensgüte, bei dieser Einfach-

heit und Anspruchlosigkeit, wie sollten Sie da nicht zu den größten Hoffnungen berechtigt sein!"

„Ja, was Tournüre, das **savoir vivre** der **haute volée** mit all ihren Künsten und Zeitvertreiben anbetrifft, die wird sie lernen und sich aneignen," antwortete der Minister; „aber," seufzte er, „was den wahren Werth des Weibes: die Frauenwürde, den Schmuck der Jungfrau — der den Mann glücklich — ihm das Haus zum Paradiese macht, das wird dem armen Kinde fremd bleiben — denn ihr fehlt die Mutter."

„Ach," seufzte er und ein Schmerzenszug legte sich um die Mundwinkel des bleichen Antlitzes; „nicht das Alter, der Gram um ein geliebtes, engelgutes Weib, das der unerbittliche Tod mir raubte, hat dies Haar gebleicht und machte mein armes Kind schon im Flügelkleide zur mutterlosen Waise."

Er hielt inne, stützte den Kopf auf die Hand und blickte vor sich hin, als kämpfe er eine trübe Empfindung nieder.

Des Oberförsters Auge ruhte beobachtend auf seinen bewegten Zügen und der Gedanke: „Wie,

wenn Dir Deine Alte entrissen würde?" tauchte urplötzlich in ihm auf und machte auch ihn traurig.

Eine Pause trat ein.

„Ich sehe es immer mehr ein," hob der Minister, den angefangenen Satz vollendend, wieder an, „es ist eine schwere Aufgabe für einen Vater, eine Tochter zu erziehen. Therese ist von weicher, biegsamer Gemüthsart, aber lebhaft, oft leidenschaftlich, ja mitunter wohl etwas unbesonnen. Die erste Bonne war leichtsinnig, intriguant — diese ist zwar brav, fromm und gut, aber zu ernst, zu förmlich und gemessen. Sie tadelt oft, wo sie nicht tadeln sollte und versteht es durchaus nicht, das Vertrauen ihrer Elevin zu gewinnen, und so stehen sich beide fortwährend fremd gegenüber — und ich soll oft entscheiden, wo vielleicht Unkenntniß, oder auch wohl das bestochene Herz mich irre leiten. Dazu fehlt der guten Bonne durchaus der praktische Ueberblick, der doch die Seele der geregelten Häuslichkeit ist, uud diesen," hier reichte er dem Oberförster die Hand, „diesen, mein ich, kann sie sich unter der Obhut Ihrer braven Hausfrau erwerben."

Der Oberförster, der sich durch das Vertrauen

dieses würdigen Mannes sehr geehrt fühlte, gab seine Zustimmung durch einen kräftigen Händedruck zu erkennen, indem er sagte:

„Das liebe Kind soll uns herzlich willkommeu sein, ob wir aber Ihren Erwartungen genügen werden...?“

„Gewiß,“ fiel der Minister ein, Ihre Nichte liefert den Beweis; „so viel Einfachheit, Liebenswürdigkeit und weiblichen Takt mit praktischer Kenntniß verbunden, sind Immortellen, die ein Weib schmücken, selbst wenn der Schnee ihr Haupt bedeckt!“

Noch einen heitern, frohen Abend verlebte der Oberförster in dem Verein dieser guten Menschen, wobei die gute Madame Dubien die aufmerksamste Wirthin machte, und der joviale Oheim, ganz in seine gemüthliche Sphäre versetzt, brachte auf echte Weidmannsweise einen Toast nach dem andern aus. Erst spät gingen sie auseinander und als am andern Morgen Neffe und Nichte aufstanden, war der rührige Oberförster längst über alle Berge. — Er liebte das Abschied nehmen nicht und hatte mit Kreide auf den Tisch geschrieben:

„Lebt wohl, auf baldiges recht frohes Wiedersehen!!“ und war der Heimath zugeeilt.

Diesmal war Frau Strahl nicht die Letzte — diesmal durften die Jungens ihr den Vorrang nicht ablaufen — sie war die Erste, die den sehnlich Erwarteten stillvergnügt willkommen hieß — denn sie wußte ja ihren Karl, ihre Anna glücklich.

„Ich habe zwar immer eine ganz gute Meinung von Dir gehabt,“ flüsterte der Oberförster, als er seine treue Hausehre an sein Herz drückte, „jetzt aber,“ lächelte er, „seit Du selbst im Auslande Furore machst, jetzt muß ich wahrhaftig Respect vor Dir haben, Alte,“ und nun erzählte er in frohster Laune, was sich zugetragen.

„Herrlich, herrlich!“ rief sie, „das liebliche Wesen wird frisches Leben in unsere Friedenshütte bringen. Glaub' nur Väterchen, zwischen jungen Leuten bleiben wir Alten mit jung.“

Als am Abend Alles im Hause ruhte, da schlich der Biedermann zu seinem Bureau, nahm das lange verwahrte Bekenntniß der unglücklichen Agnes und mit den Worten: „Du bist gesühnt, Deine Kinder sind glücklich!“ übergab er es mit einem Dankesblick zum Himmel den lodernden Flammen.

Ende.

Schnellpressen-Druck der Hofbuch-Druckerei von Eduard Krampe in Braunschweig.

Mursinna, Friedrich Samuel,

Die beiden jungen Frauen Eine Familiengeschichte vom Verf. der Mahleiche, Aug. Walther, Familie v. Homburg, Wallmann und seine Familie ??

Bd.: 2

Braunschweig 1852